

Interdisziplinäre Tagung

Abstractband

MATERIALITÄTEN

Herausforderungen für die Sozial- und
Kulturwissenschaften

Universität Mainz, Philosophicum
19.–20. Oktober 2011

INSTITUT FÜR
SOZIOLOGIE
ARBEITSBEREICH
WISSEN | BILDUNG
QUALITATIVE METHODEN

SoCuM
Research Center of Social and Cultural Studies Mainz

JG|U
JOHANNES GUTENBERG
UNIVERSITÄT MAINZ

Bildnachweis (Vorderseite): © Christina März, „Schöner Rost“ (2011), Bildausschnitt

Organisation

Prof. Dr. Herbert Kalthoff
Prof. Dr. Walter Bisang
Torsten Cress, M.A.
Tobias Röhl, M.A.
Vanessa Wein, studentische Hilfskraft

Kontakt

Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Institut für Soziologie
Arbeitsbereich Wissen | Bildung | Qualitative Methoden
Tagung Materialitäten
Colonel-Kleinmann-Weg 2
55099 Mainz
Telefon: +49-6131-39-20397
Fax: +49-6131-39-24043
E-Mail: materialitaeten@uni-mainz.de
Internet: www.materialitaeten.socum.uni-mainz.de

Vorträge

Babara Asbrand.....	2
Marcella Biasi.....	3
Bettina Bildhauer.....	4
Georg Breidenstein.....	5
Ralph Buchenhorst.....	6
Stefanie Duttweiler.....	7
Manfred K. H. Eggert.....	23
Nils Ellebrecht.....	8
Frederike Felcht.....	9
Stefanie Firyn.....	10
Lars Frers.....	11
Sven Grampp.....	12
Hans Peter Hahn.....	13
Anna Henkel.....	14
Markus Hilgert.....	15
Helga Kelle.....	16
Michael Liegl.....	17
Klara Löffler.....	18
Manfred Mai.....	19
Matthias Martens.....	2
Arnd-Michael Nohl.....	20
Marion Ott.....	16
Jörg Potthast.....	21
Tanja Prokic.....	22
Stefanie Samida.....	23
Christine Schnaithmann.....	24
Günther Schörner.....	25
Cornelius Schubert.....	26
Anna Schweda.....	16
Estrid Sørensen.....	27
Uwe C. Steiner.....	28
Henriette Steiner.....	29
Sakine Weikert.....	30
Stefan Wunsch.....	31

Die Rolle der Dinge in schulischen Lernprozessen rekonstruieren. Methodische Möglichkeiten

Do. 10:10–10:50 Uhr | Sektion 3 B: Sozialisation und Bildung | P3

Unterricht kann mit Luhmann als komplexe soziale Interaktion definiert werden. Die Komplexität der Interaktion ist durch ein hohes Maß an Kontingenz der Situationen bei gleichzeitiger Routiniertheit der Beteiligten gekennzeichnet. Im Unterricht ereignen sich sprachliche und nicht-sprachliche Kommunikation, körperliche Ausdrucksweisen und Bezugnahmen auf materielle Dinge, z. B. Bücher, Bilder, Arbeitsblätter, Tafelanschriebe, Arbeitsprodukte, Schreibwerkzeuge u.v.m., nicht nur synchron, sondern sind in einer simultanen Diskurs- und Interaktionsstruktur auf das engste miteinander verwoben.

Die Vermittlung und Aneignung schulisch relevanten Wissens und Könnens, das Lernen der Schülerinnen und Schüler, vollzieht sich durch wiederholtes Praktizieren bestimmter, im Fall des Unterrichts institutionell gerahmter und routinierter sozialer Praktiken (Kolbe u. a.). Zentrales Charakteristikum sozialer Praktiken ist nach Reckwitz ihre Materialität in einem zweifachen Sinne; Praktiken konstituieren sich in routinierten Bewegungen und Aktivitäten der menschlichen Körper sowie im Umgang der Menschen mit Dingen, durch deren kompetenten, „sinnhaften Gebrauch“. Auf Unterricht bezogene Praktiken sind in umfassendere Lernkulturen eingelassen, die als „performative und symbolische Ordnung“ (Kolbe u. a.) definiert werden können und von den Akteuren als praktisches Wissen inkorporiert werden.

Die qualitativ-empirische Unterrichtsforschung hat bisher erst in Ansätzen der skizzierten Komplexität von Unterricht Rechnung getragen. Ethnographische Untersuchungen zum Unterrichtsalltag richten ihr Interesse nicht auf die Rekonstruktion der Lernprozesse von Schülerinnen und Schülern. Sie fokussieren auf die sozialen Praktiken und berücksichtigen dabei auch deren materiellen Charakter, beziehen sich aber vornehmlich auf die Bewegungen der Körper bei der Konstituierung von Räumen (vgl. z. B. Breidenstein). Artefakte als zweite „materielle Instanz“ (Reckwitz) sozialer Praktiken werden insgesamt nur am Rande berücksichtigt. Eine Rekonstruktion von schulischen Lernprozessen ist bisher vor allem auf den Mathematikunterricht der Grundschule konzentriert. Dabei wurde insbesondere die Ebene der verbalen Kommunikation fokussiert (Krummheuer, Naujok, Brandt), die Rolle der Artefakte in schulischen Lernprozessen wurde bisher vernachlässigt.

In dem Beitrag soll anhand ausgewählter Beispiele aus Projekten der Unterrichtsforschung die dokumentarische Methode (Bohnsack) als ein Instrument für die Analyse von Unterrichtsvideographien vorgestellt werden, das es ermöglicht, Lern- und Kompetenzerwerbsprozesse in ihrer Situiertheit in der Simultanstruktur unterrichtlicher Interaktionen zu rekonstruieren (vgl. Martens/Asbrand). Durch eine Kombination von Diskurs- und Interaktionsanalysen gelingt es, die Prozesshaftigkeit von Unterricht zu erfassen und die Genese von Wissen und Können, also Lernprozesse, zu rekonstruieren. Soziale Praktiken können in dieser Analyse in ihrer Funktion für verschiedene Diskurs- und Interaktionsebenen, z. B. die Herstellung, Aufrechterhaltung und Veränderung von sozialer Ordnung des Unterrichts, die Vermittlung und Aneignung schulisch relevanten Wissens und Könnens bzw. die Differenzierung von schulisch relevantem und nicht relevantem Wissen rekonstruiert werden (vgl. Kolbe u. a.). Der Fokus des Vortrages wird dabei auf der Rekonstruktion der Partizipation von Artefakten an unterrichtlicher Interaktion und schulischen Lernprozessen liegen. Die Unterrichtsvideographien, die den Analysen zugrunde liegen, stammen aus drei Forschungsprojekten zum fachlichen Kompetenzerwerb bzw. zur Lernkultur. Insgesamt kann damit auf ein vielfältiges Sample von Unterrichtssituationen aus Grund- und Sekundarschulklassen zurückgegriffen werden.

Verdinglichung der Form, Resistenz der Sprachbilder. Ein Versuch über Materialität als Paradigma der Lyrik

Mi. 17:40–18:20 Uhr | Sektion 2 A: Kunst und Literatur | P2

Die Grundannahmen dieses Vortrags sind: 1) dass der Begriff „Materialität“ im Lichte des Verhältnisses des Menschen zur Sprache – u. z. insbesondere zur intensivsten Erscheinungsform derselben: Lyrik – betrachtet werden kann und 2) dass dieses Verhältnis durch die lyriktheoretische Debatte der 60er–70er Jahre um die moderne Lyrik eine tiefgreifende kulturelle und ästhetische Transformation erfahren hat. Unterstellt wird hierbei, dass die in dieser Debatte viel diskutierte Idee der impliziten „Dinghaftigkeit“ der Sprache durch die Begriffe der „Verdinglichung der Form“ und der „Gegenständlichkeit des Zeichens“ gerade in der Lyrik am deutlichsten exponiert wird und in ihrer Struktur einen fundamentalen Ansatz zur Transformation des kulturellen Verständnisses der sprachlichen Performativität erkennen lässt. Inwiefern der Ding-Charakter der Sprache als eine Leistung der ursprünglichen Materialität des Wortgehaltes verstanden werden kann und wie weit diese Erkennung die allgemeine Rezeption von kommunikativen Instanzen präformiert, ist eine mögliche Fluchtlinie dieses Vortrags.

Im lyriktheoretischen Vorfeld zur Auseinandersetzung um den gegenständlichen Charakter der Sprache steht die Diskussion um die Spannungsstruktur der Lyrik, deren unmittelbare Vorgänger Heidegger und Valéry sind und die in der zweiten Nachkriegszeit in der poetologischen Herausarbeitung des Interesses – und der Irritation – an der modernen Lyrik ihren kritischen Höhepunkt hat (Weinrich und Jakobson, sowie Eco, De Man, Bloom und neulich Agamben). Auf dieser theoretischen Grundlage geht es mir nun speziell darum, zu zeigen, dass diese bedeutende poetologische Debatte die Basis einer weiteren, m. E. philosophisch schärfer pointierten Debatte ist, die zur allgemeineren Idee der „Verdinglichung“ der Sprache führt. Dazu werde ich auf den lyriktheoretischen Strukturbegriff Hugo Friedrichs (1956) und insbesondere auf die Leistungen des epochemachenden Kolloquiums „Poetik und Hermeneutik II“ (1966) eingehen, in dem Friedrichs Struktur- und Kohärenzbegriff eine regelrechte Pointierung in Richtung Verdinglichung und Gegenständlichkeit des Sprachmaterials erlebt. Durch die Beiträge von Wolfgang Iser, Hans Blumenberg, Wolfgang Preisendanz und Karl-Heinz Stierle werden im Rahmen dieses Kolloquiums die Begriffe der „Resistenz“ der Sprachbilder und der „Dinghaftigkeit“ der Form endgültig als Paradigmen der ursprünglichen Potentialität der Sprache etabliert: „Sprachbilder“ haben einen charakteristischen dinghaft-materiellen Zug, den sie im lyrischen Kontext als Fähigkeit zur Resistenz zur Signifikation in Kraft setzen (Iser) und Sprache wird deshalb zum „Ding“, weil das ästhetische Objekt seine implizite suggestive Gegebenheit als „Vieldeutigkeit“ behauptet und im Moment der Rezeption als ein zugleich in sich verschlossenes und offenes Objekt die Zeit in sich hinein rinnen lässt – sich „verdichtet“ – und das Formlose zum „durchleuchten“ bringt (Blumenberg).

Die klassische Befragung der materiellen Qualitätsdifferenz des Lyrischen kann also – so die These – durch den Hinweis auf die Möglichkeit reflektiert werden, dass die Spürfähigkeit des sprachlichen Materials zweierlei leistet: als potenziertes oder eben „verdinglichtes“ Objekt kann sie zur differentia des Poetischen tout court gelten, während der lyrische Prozess selbst in dieser Perspektive in der gegenständlichen und resistenten Fassbarkeit der sprachlichen Matrix fundiert erscheint und sich durch die Dialektik von Offenheit und Verschlossenheit zu einem interpoetischen Verfahren der „Mitbildung neuer Deutigkeiten“ (Blumenberg) entwickeln kann.

Eine Exemplifizierung dieser Thesen wird durch die Darstellung einiger kurzer Auszüge aus Paul Celans poetologischen Texten zur „Setzkraft“ der Sprache und zum „Kreatur“-Begriff sowie durch die Lektüre weniger einschlägiger Gedichtstellen desselben versucht.

**Wer ist? Wer handelt? Wer weiß?
Subjekt-Objekt-Netzwerke in der mittelalterlichen Kultur**

Do. 16:00–16:40 Uhr | Sektion 4 B: Vergangenes und Erinnerung | P3

In der Postmoderne (und insbesondere dem Posthumanismus) wird oft zu Recht argumentiert, dass sich die Sonderstellung des menschlichen Subjekts im humanistisch-aufklärerischen Sinne gegenüber Objekten wie Maschinen und Tieren nicht mehr halten lässt, angesichts künstlicher Intelligenz, virtueller Realität, Cyborgs, evolutions-, erkenntnis- und umwelttheoretischer Fortschritte (Hayles, Haraway, Clark, Latour, Mousley). Dabei wird allerdings meist vergessen, dass die Grenze zwischen Subjekt und Objekt nicht erst in der Postmoderne porös geworden ist. Im Mittelalter wurden vielen Objekten quasis menschliche oder gar übermenschliche Kräfte zugeschrieben – Objekten wie Edelsteinen, Ringen, Kronen, Reliquien, dem Gral, dem Menstruationsblut oder der Hostie. Aber es geht hier grundsätzlicher darum, dass mittelalterliche Menschen ihre Welt offenbar nicht so klar in Subjekte und Objekte auftrugen wie die Moderne; dass Handlungsfähigkeit, Kognition und Identität nicht bloß auf menschliche Subjekte konzentriert waren, sondern auf ein Subjekt-Objekt-Netzwerk verteilt. Zwar gingen mittelalterliche Menschen grundsätzlich natürlich schon von einem autonomen Subjekt aus, doch in philosophischen, theologischen, literarischen und rechtlichen Diskursen stieß dieses Konzept schnell an seine Grenzen. Mediävisten haben begonnen, in diesem Sinne die posthumanistischen Theorien zu rezipieren und umzuarbeiten (Pionier ist hier die Zeitschrift *postmedieval* und die BABEL working group).

Dieser Vortrag benutzt posthumanistische Modelle, um die mittelalterliche Auffassung von Objekten besser zu verstehen. Dabei zeigt sich, dass sich viele Inkonsistenzen in literarischen Texten erschließen, wenn man davon ausgeht, dass die Subjekte des Handelns Netzwerke sind und nicht menschliche Figuren. Dies wird hier an Fiktionen der höfischen Kultur um 1200, insbesondere an Artusromanen wie Parzival und Heldenepen wie dem Nibelungenlied gezeigt. Somit werden die theoretischen Ansätze von ihrer Fixierung auf technische Fortschritte gelöst und für vorindustrielle Gesellschaften brauchbar gemacht.

Im Detail wird gezeigt, dass Wahrnehmung in höfischen Erzählungen oft im Zusammenspiel zwischen Mensch und Objekt stattfindet – in märchenhaften Texten können magische Objekte z. B. die Reinheit und Unschuld eines Menschen erkennen; in realistischen Texten werden Objekte als Erinnerungstützen, Instrumente oder Tests benutzt, um Menschen Erkenntnisse zu ermöglichen (vgl. Hutchins' *distributed cognition*). Auch Entscheidungen werden häufig nicht von autonomen Subjekten, sondern von Netzwerken getroffen; Objekte, Körper und Sprache agieren weitgehend unabhängig von den Intentionen ihrer Besitzer miteinander (vgl. *speculative realism*). Schließlich lässt sich auch die persönliche Identität eines Subjekts meist hauptsächlich von seinen materiellen Attributen ableiten (Wappen, Kleidung, Rüstung, Krone, Erbstücke); mit dem Verlust solcher Gegenstände geht auffallend häufig ein Verlust von Identität einher (vgl. Daniel Miller).

**Die Didaktik des „Materials“.
Beobachtungen aus einer Montessori-Schule**

Do. 11:10–11:50 Uhr | Sektion 3 B: Sozialisation und Bildung | P3

In der Montessori-Pädagogik ist viel vom „Material“ die Rede: Der gesamte Unterricht ist rund um Lernmaterialien organisiert, die von den Kindern „bearbeitet“ werden. Es handelt sich um eigens entwickelte didaktische Objekte, die es Kindern ermöglichen sollen, selbstständig, ohne Hilfe einer Lehrperson oder nach einer Einführung durch die Lehrperson, Fähigkeiten im Bereich des Rechnens oder Schreibens, aber auch Kenntnisse im Bereich des Sachunterrichts zu erwerben und zu üben. Die von Maria Montessori entwickelten Lernmaterialien sind in ihrer Gebrauchsweise so weit spezifiziert, dass sie die Erarbeitung einzelner Fähigkeiten ermöglichen (die „Isolierung der Schwierigkeiten“); sie sind so gestaltet, dass die Kinder unmittelbar und sinnlich angesprochen sein sollen (etwa das „goldene Perlenmaterial“); und sie ermöglichen in der Regel die Selbstkontrolle der Ergebnisse, so dass die Kontrolle durch die Lehrperson überflüssig wird. Das Material wird zu einem starken Akteur im Rahmen dieser Didaktik: Es schafft Anreize und motiviert, es strukturiert komplexe Lernprozesse und es entscheidet schließlich über richtige und falsche Lösungen. Wenn ein konkretes „Material“ erfolgreich bearbeitet wurde, wartet in der Regel im Regal schon das nächste Material mit einem neuen Schwierigkeitsgrad. Die traditionellen Aufgaben der Lehrperson (Aufgaben stellen, Lernprozesse anleiten und kontrollieren) werden in diesem Unterricht (der Idee nach) fast vollständig an das „Material“ delegiert.

Der Beitrag zur Tagung beruht auf ethnographischer Feldforschung in einer Montessori-Schule, die im Rahmen des DFG-Projektes „Individualisierung und Kontrolle“ durchgeführt wurde. Es soll anhand von detaillierten Beobachtungen zum Gebrauch eines konkreten Montessori-Materials im Unterrichtsalltag danach gefragt werden, wie sich die oben skizzierte Didaktik im alltäglichen Vollzug darstellt: Welche Rolle spielt das Material im Tun der Kinder? Welche Gebrauchsweisen des Materials entwickeln sich – auch neben oder jenseits der vorgesehenen Gebrauchsweisen? Wie verhält es sich mit den Praktiken der „Erarbeitung“, der Erfolgskontrolle und des „Abschließens“ des Materials? Welche Bedeutung kommt der konkreten Materialität der Objekte zu? Auf dieser Grundlage kann auch gefragt werden, welches Verständnis von Unterricht und Lernen aus der besonderen Stellung der Materialien folgt – so fällt z. B. auf, dass der Begriff des „Lernens“ in der Sprache der Teilnehmer weitgehend durch den des „Arbeitens“ ersetzt ist („Freiarbeit“, „Arbeitsphasen“ etc.) und sich auch Kontrollpraktiken auf das Konzept der Arbeit richten („ich will dich arbeiten sehen“).

Schließlich soll der Rahmen der Tagung genutzt werden, um nach Möglichkeiten der Konzeptualisierung und Theoretisierung der Materialien zu fragen: Ist es sinnvoll, bei den Montessori-Materialien von „Akteuren“ zu sprechen? Wie ist die Rolle der Objekte in Lern- und Sinnggebungsprozessen zu beschreiben? Wie sind soziale Praktiken und Artefakte aufeinander bezogen oder ineinander verschränkt? Die ethnographischen Beobachtungen können genutzt werden, so scheint es, um auch methodologisch über „The Materiality of Learning“ (Sørensen 2009) nachzudenken.

RALPH BUCHENHORST

**Ding und Gedenken.
Zur Bedeutung von Authentizität und Materialität in Erinnerungskulturen**

Do. 15:20-16:00 Uhr | Sektion 4 B: Vergangenes und Erinnerung | P3

Das kollektive Gedenken an Akte politischer Willkür und Gewaltanwendung, die eine ganze ethnische Gruppe betrifft, vollzieht sich gemeinhin in immateriellen Bereichen, in der persönlichen Erinnerung aus dem Gedächtnis heraus, in Aktionen, die die Anerkennung des Leidens im öffentlichen Raum fordern und in den vielfältigen Formen medialer Vermittlung von – meist visuellen – Anschauungen. Materialität scheint hier vorerst keine Rolle zu spielen. Das ändert sich in fundamentaler Weise, wenn Museen und Gedenkstätten, Mahnmale und Kunstwerke sich dem Thema der Erinnerung über den Begriff der Authentizität annähern. Nichts scheint im Bereich der Repräsentation des Verbrechens authentischer zu sein als der Gegenstand, an dem die Gewalt physische Spuren hinterlassen hat – an dem das Blut klebt, das die Opfer vergossen haben. Und nichts scheint andererseits so wenig Verbindung zum wirklichen Leiden der Vernichtung zu haben wie die willkürliche Wahl eines Materials und einer Form für eine Verkörperung der Erinnerung an kollektives Leid durch einen Künstler, Kurator oder Architekten.

Mein Vortrag versucht zu zeigen, wie in Erinnerungskulturen – vor allem im Bereich der Kunst und der Gedenkstätten – Materialität eingesetzt wird, um den Anschein des Authentischen zu erwecken und wie andererseits Künstler selbstreflexiv die Vorstellung des Authentischen aushebeln und mit der Immaterialität der Erinnerung spielen. Seien es die Haufen von Brillen und Schuhen in der Gedenkstätte in Auschwitz, die leeren Erinnerungsräume des deutsch-französischen Künstlers Jochen Gerz oder die Silhouetten-Zeichnungen von Verschwundenen der letzten argentinischen Militärdiktatur, es gibt vielfältige Möglichkeiten, innerhalb des Gedenkens an kollektive Gewalt das Thema der An- oder Abwesenheit von Materialität ins Spiel zu bringen. Durch Beispiele aus diesen Erinnerungsdiskursen entwickelt der Vortrag das Szenario einer Dialektik der Materialität der Erinnerung: An den Dingen, an ihrer markierten Materialität selbst erscheint das Ereignis, doch die Erinnerung daran kann in keinem Material und in keiner Form konserviert werden, wenn sie lebendig bleiben soll.

Mein Beitrag will damit spezifische Antworten auf die Leitfragen der Tagung geben: erstens das Verhältnis von authentischem Gegenstand und Kultur für den Bereich der Erinnerungskulturen klären, zweitens die Rolle definieren, die die material vermittelte Repräsentation von Genoziden für die Veränderung des kulturellen Selbstverständnisses einer Gesellschaft spielt und drittens, wie das Verhältnis von Mensch und Materialität und von Materialität und Praxis im Rahmen einer lebendigen, in den Alltag hineinreichenden Vergegenwärtigung von kollektivem Leiden zu konzipieren ist.

**Predigende Tische, Stühle, Wände?
Eine empirisch-explorative Resonanzanalyse zur
materialen (Re-)Produktion religiösen Wissens**

Do. 15:20–16:00 Uhr | Sektion 4 A: RaumArtefakte | P2

Dieser Beitrag lotet die Wechselwirkungen zwischen Materialität und der (Re-)Produktion einer spezifischen Wissensform – des religiösen Wissens – am Beispiel religiöser Räume aus. Ihre materiale Gestalt, so die Grundannahme, ist wesentlich von religiösem Wissen geprägt und produziert ihrerseits religiöses Wissen mit. Religiöses Wissen wird dabei als spezifische Wahrnehmung und Deutung von Erfahrungen verstanden, die auf Transzendenz ausgerichtet, sozial verfügbar und subjektiv verarbeitet ist. Als wesentliches Moment zur Produktion dieses Wissens werden Atmosphären angesehen, die Wahrnehmungen, Deutungen und Praktiken nahelegen.

Konkret werden religiöse Räume in Kontexten untersucht, die auf den ersten Blick dem Religiösen konträr gegenüber stehen (Kapellen in Fußballstadien, Shopping-Malls, Bahnhöfen) und damit eine proto-missionarische Intention implizieren. Dementsprechend lässt sich an ihnen besonders gut herausarbeiten, durch welche materialen Gegebenheiten sich ihre Atmosphäre gegenüber ihrem Kontext als religiös qualifiziert.

Diese Wechselwirkungen zwischen der materialen Gestalt und der (Re-)Produktion religiösen Wissens sollen durch ein Konzept der Resonanz erschlossen werden. Resonanzen, so die Annahme, sind Bedingung der Möglichkeit von Atmosphären. Ähnlich dem Begriff der Atmosphäre werden damit ‚quasiobjektive‘ Phänomene beschrieben, die abhängig von Subjekten sind und zugleich als außerhalb von ihnen verortet wahrgenommen werden. Mit diesem Konzept soll die Frage der Herstellung von Atmosphären empirisch operationalisierbar werden. In den Blick geraten damit Beziehungen: die Beziehungen zwischen Materialität (d.h. materialer Beschaffenheit, spezifischer Gestaltung und örtlicher Ausdehnung) und symbolischer Bedeutungsgebung, zwischen Objekten untereinander sowie zwischen Objekten und Menschen. So können beispielsweise die Resonanzen zwischen einem Tisch, einer goldenen Wand und dem religiösen Habitus eines Betrachters eine sakrale Atmosphäre generieren, die bestimmte Wahrnehmungen und Deutungen von Objekten und Räumen nahelegen. Damit erweisen sie sich als entscheidende Bestandteile zur (Re-)Produktion religiösen Wissens.

Dass dementsprechend versucht wird, sakrale Atmosphären bewusst zu inszenieren, zeigen die aktuellen Beispiele der religiösen Räume in nicht-religiösen Kontexten. Sie reagieren auf eine Transformation des religiösen Wissens, die in der Religionssoziologie u. a. mit Entinstitutionalisierung und Traditionsabbruch sowie Aufwertung der Gefühls- und Erfahrungsdimension beschrieben wird. Keine kulturelle Selbstverständlichkeit mehr, müssen religiöse Wissensbestände so aufbereitet werden, dass sich auch für nicht religiös Sozialisierte Resonanzen ergeben. In diesen Räumen sollen durch die gezielte Gestaltung und Ausstattung Resonanzen bewusst ermöglicht und Anschauungsmaterial für Führungen zur Verfügung gestellt werden, in denen sakrale Atmosphären erfahr- und deutbar gemacht werden sollen. Mit anderen Worten: diese Räume stellen Versuche dar, durch bewusstes Arrangement materialer Objekte religiöses Wissen zu plausibilisieren.

Dieses Vorhaben fragt nach den konkreten Weisen dieser Plausibilisierung: Auf welche Weise werden Resonanzen erzeugt, die es nahelegen, einen Raum als religiös zu qualifizieren? Macht es einen Unterschied, ob die Wand eines Raumes aus transparentem Onyx oder geweißtem Beton besteht? Ob sie gold ausgeschlagen oder mit Erinnerungsfotos bestückt ist? Auf welche Weise legen Objekte bestimmte (religiös interpretierte) Wahrnehmungen und Deutungen nahe, obwohl beispielsweise gerade Wände, Tische, Stühle alltägliche Gegenstände sind? Welche Resonanzen ergeben sich zum nicht-religiösen Kontext?

Um diese Fragen zu beantworten, erprobt der Beitrag eine Resonanzanalyse. Nach einer kurzen Darstellung des Konzepts und der empirischen Beispiele werden Materialität und Anordnung ausgesuchter Objekte (Tische, Stühle, Wände) exemplarischer religiöser Räume in nicht-religiösen Kontexten untersucht.

**„In case of emergency...“.
Zur Materialität der Notfalltechnik**

Mi. 11:35–12:15 Uhr | Sektion 1 A: Dinge des Alltags | P2

Wenn das Thema Technik und Notfall in den Sozialwissenschaften behandelt wird, dann zumeist in dem Zusammenhang, dass die moderne Technisierung zu einem Mehr an Notfällen geführt habe. In meinem Vortrag will ich einen anderen Weg einschlagen und die zahlreichen kleinen Dinge betrachten, denen wir tagtäglich begegnen und die uns im Notfall helfen sollen.

Den politisch-philosophischen Diskurs um die Ausnahme aufgreifend, plädiert der Vortrag für eine Fokusverschiebung, die die Diskussion zum souveränen Ausnahmefall hinter sich lässt und sich der Analyse von Notfallordnungen zuwendet. Denn viel mehr als durch die willkürliche Ausnahme zeichnet sich der Notfall (und ebenfalls zu einem guten Teil auch der Notstand) durch eine (gesetzlich) geregelte Ausnahmeordnung aus. Im Notfall verschiebt sich die Grenze zwischen dem, was verboten ist, und dem, was erlaubt ist, radikal. Vieles ist dann erlaubt, was „normalerweise“ verboten ist, so etwa bestimmte Handlungen, wenn diese mir oder Dritten das Leben retten.

Der Vortrag zeigt und erklärt, wie und warum beide miteinander unvereinbaren, gleichwohl aber in Beziehung zueinander stehenden Ordnungen – die des Alltags und die des Notfalls – im Design von Notfalltechniken enthalten sind. Dafür greift er auf Experteninterviews, ethnographische Beobachtungen und Amateurvideos zurück. Gezeigt wird, dass sich beide Ordnungen in der Notfalltechnik in scheinbarer Widersprüchlichkeit materialisieren und dies zur Faszination dieser Objekte beiträgt.

Einerseits – und in der Sicht des Notfalls – unterliegen Notfalltechniken einem Imperativ der Einfachheit. Dieser ergibt sich aus der Natur des Notfalls selbst und gilt in besonderem Maße für diejenigen Techniken, die für jeden zugänglich sein sollen. Zu denken ist hierbei an die verschiedenen öffentlich bzw. offen zugänglichen Notfalltechniken, wie z. B. die Notbremse im Zug oder der Nothammer im Bus. Notfalltechniken müssen leicht zugänglich, unmittelbar verständlich und einfach zu benutzen sein, um erfolgreich eingesetzt werden zu können. Andererseits setzt der erfolgreiche Einsatz die grundsätzliche Erlaubnis des Einsatzes voraus, also das Gegebensein der Notfallsituation. Da dies äußerst selten der Fall ist, zeigt sich die alltägliche Logik des Verbotes auf verschiedene Weisen und auf unterschiedlichen Ebenen im Design zahlreicher Notfalltechniken, z. B. darin, dass sich Nothammer und Notbremse nicht umstandslos benutzen lassen. Es ist häufig, aber nicht ausschließlich, ein materialer Widerstand, der durchbrochen werden muss. Um sicher zu gehen, dass der Einsatz der Notfalltechnik nicht zu einem Zeitpunkt stattfindet, an dem es verboten ist, sie zu gebrauchen, sind verschiedene Hürden im Design der Technik eingebaut, die von ihrem Gebrauch abschrecken oder diesen behindern. So gesehen zeigen sich zwei unterschiedliche Logiken in der Notfalltechnik. Ob beide Logiken im Widerspruch zueinander stehen oder nicht, soll mit Hilfe neuerer Techniktheorien diskutiert werden. Der Beitrag eröffnet damit eine innovative Perspektive auf das Design von Techniken und wirbt für ein kritisches Verständnis materialisierter Regeln.

**Märchenhaft realistisch.
Hans Christian Andersens Dingwelten**

Mi. 17:40–18:20 Uhr | Sektion 2 B: Dinge und Wissen | P3

Die These, dass Literatur ein spezifisches Wissen über Dinge besitzt, findet zunehmend Zustimmung. Mein Beitrag legt am Beispiel ausgewählter „Eventyr og Historier“ („Märchen und Geschichten“) des dänischen Autors Hans Christian Andersen (1805–1875) dar, wie literarische Texte die in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts verbreitete Abwehrhaltung gegenüber der Macht der Dinge sowie die strikte Trennung von Menschen und Dingen infrage stellen.

In Andersens Texten spielen Dinge eine entscheidende Rolle. Sie handeln, erfüllen den Raum, überwältigen die Menschen, sie tragen – als moderne Transport- und Kommunikationstechniken – das Wunderbare in die Wirklichkeit. Andersens Dingdarstellungen sind dabei oft historisch präzise zu verorten und gehen der Materialität der Dinge, ihrer Herkunft und Geschichte auf den Grund. Vor dem Hintergrund der Theorien von Hartmut Böhme, Bruno Latour und Michel Serres wird rekonstruiert, wie Andersens Texte den Blick freigeben auf eine Geschichte der Dingwelten im 19. Jahrhundert. Vor dem Hintergrund einer sich wandelnden Dingwelt und der wachsenden Macht der Dinge in der Moderne schlage ich vor, Andersens Dingdarstellungen weniger als Ausdruck eines märchentypischen Wunderbaren zu lesen als eine Poetik der Anerkennung dinglicher Wirklichkeit.

Seine „Eventyr og Historier“ registrieren die Verschiebungen in der Welt der Dinge, welche die kapitalistische Warenproduktion mit sich bringt. Sie zeigen, wie die Warenökonomie neue Formen des Begehrens generiert, die dem Ideal eines rational-autonomen Subjekts zuwiderlaufen, und wie der Widerstreit zwischen der Stimulation von Konsum und eingefordertem Verzicht vor allem sozial Schwache zerreibt. Dabei wird auch das Ideal rational-autonomer Subjektivität, als dessen Verkörperung in der europäischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts der erwachsene weiße Mann galt, einer kritischen Betrachtung unterzogen. Zur Verbindung des Menschen mit den Dingen gibt es keine Alternative, obgleich sie gefährlich ist.

Literatur erweist sich als Möglichkeit, diese Verbindung einzugehen und zugleich kritisch zu reflektieren. Dies geschieht in den „Eventyr og Historier“ vielfach, dabei wird beispielsweise auf die Materialität des Textes sowie die Industrialisierung von Papierherstellung und Druck eingegangen. In einer optimistischen Lesart lässt sich in der Selbstreflexivität der Ware Literatur ein Ausweg aus dem Vergessen erkennen, das die Herrschaft der Warenform nach Karl Marx so bedrohlich macht.

Zwischen Typus und Staub

Mi. 15:20–16:00 Uhr | Sektion 2 B: Dinge und Wissen | P3

Rund 30 Millionen Objekte befinden sich in den Sammlungen des Berliner Museums für Naturkunde. Dem gegenüber stehen 84 angestellte Wissenschaftler, so dass, rein statistisch, auf jeden Wissenschaftler ca. 350.000 Objekte kommen. Vor diesem Hintergrund ist es kaum erstaunlich, dass ein beträchtlicher Teil der in den wissenschaftlichen Sammlungen dieses Museums archivierten Objekte, wie auch vieler weiterer Museen, nach mehr als 200 Jahren immer noch nicht systematisch erfasst, geschweige denn wissenschaftlich bearbeitet ist.

Zugleich aber determiniert die ganze Menge an Sammlungsobjekten sämtliche wissenschaftlichen und organisatorischen Arbeitsprozesse an einer derartigen naturkundlichen Forschungseinrichtung. Selbst für die Erhaltung nicht erfasster und nicht bearbeiteter Objekte müssen schließlich klimatisch und ggf. brandschutztechnisch geeignete Verwahrungsorte eingerichtet und betreut werden, was wiederum nur durch den Einsatz einer Heerschar qualifizierten Personals und nur durch den Einsatz gewaltiger investiver Mittel möglich ist.

Nicht alle Sammlungsobjekte werden aber über Jahrhunderte nur mit knapper Not dem Vergessen entrisen. Objekte, die als erste entdeckte Exemplare ihrer Art gelten, die sogenannten Typusexemplare, zählen zu den wertvollsten Objekten naturkundlicher Sammlungen. Einmal als solches anerkannt, sind sie Namensträger ihrer Art und determinieren auf ewig den Diskurs über dieselbe. Das Typusexemplar sowie die mit ihm erfassten Daten über seine eigene Herkunft und die seines Entdeckers bilden die singuläre Referenz für jede Diskussion über eben diese Art. Die Etablierung solcher Typusexemplare geht dabei historisch eng einher mit der Schaffung international einheitlicher Nomenklaturregeln, die seit 1843 einen unüberschaubaren Wildwuchs an immer neu entdeckten Arten, infolge zunehmender Forschungs- und Sammlungsreisen, eindämmen sollten. Tatsächlich nämlich waren die meisten dieser neu entdeckten Arten lediglich immer neue Varianten längst bekannter Arten. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nun muss jeder, der eine neue Art entdeckt zu haben glaubt, sein entdecktes Objekt unter Anwendung dieses Regelwerks bestimmen und benennen, was einen systematischen Vergleich mit allen möglicherweise artverwandten Typusexemplaren erfordert und gleichzeitig erst erlaubt – und so endet dieser Vergleich seit einigen Dekaden in den meisten Fällen mit der Ablage dieses Objekts als weiteres Exemplar einer schon bekannten Art.

In den seltenen Fällen aber, in denen kein unmittelbarer Verwandter gefunden werden kann, wird das neue Objekt selber Typusexemplar, Referenzobjekt einer neuen Art mit latinisiertem Eigennamen.

Dieses Verhältnis zwischen unantastbaren Typusexemplaren auf der einen, verstaubten Objekten, die aus vielerlei Hinsicht vor allem als Kostenstellen im Haushaltsplan sichtbar werden auf der anderen Seite, spannen im Wesentlichen die ganze Dynamik der naturkundlichen Forschung auf. Aus der Bedeutung, dem Wert und den Erhaltungskosten dieser Objekte generieren sich Forschungsprogramme, Reise- und Lehrpläne von Zoologen, Paläontologen und Botanikern. Dieser Zusammenhang zwischen verschiedenen Arten von Sammlungen und dem Status der in ihnen enthaltenen Objekte zu einer historisch determinierten Ordnung der naturkundlichen Forschungsarbeit soll in dem Vortrag vorgestellt werden. Das allerdings vor dem Hintergrund einer Darstellung der Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen zur Erhaltung, Präsentation und Repräsentation naturkundlicher Forschungsobjekte.

Materialität in Bewegung

Do. 11:50–12:30 Uhr | Sektion 3 A: Konzepte | P2

Ausgehend von Detailstudien an so unterschiedlichen Ortstypen wie Bahnhöfen, Stränden, Krankenhäusern und Rastplätzen wird in diesem Vortrag mit Hilfe von Fotografien, Video- und Tonmaterial der phänomenologischen Gewalt des Materiellen nachgegangen. In verschiedenen Alltagspraktiken zeigt sich bei genauer Betrachtung, wie die stoffliche Welt und das menschliche Handeln untrennbar miteinander verwoben sind. Diese Verwobenheit ist Ausgangspunkt für eine grundlegende Reflektion oftmals unhinterfragter soziologischer Kategorien:

Zum einen rückt bei der hier vorgenommenen Auseinandersetzung mit der Materialität der Welt der Zusammenhang von Wahrnehmen und Handeln in den Fokus. Anstatt beides als voneinander getrennte Prozesse zu betrachten – entweder zeitlich als aufeinander folgend oder analytisch als unterschiedlichen Regeln gehorchend – wird hier der Vorschlag gemacht, Wahrnehmen und Handeln als auch im kleinsten Detail ihres Vollzugs miteinander gehend zu denken. In dieser Verknüpfung wird dann auch deutlich, wie Materialität auf subtile, kaum bemerkbare Weise Eingang in soziales (Wahrnehmungs)Handeln findet und so zur Herstellung von sozialer Ordnung genauso wie zu Prozessen sozialen Wandels beiträgt.

Zum anderen führt ein sich Einlassen auf die Herausforderung der Materialität an die Sozialwissenschaften dazu, die geläufige Fassung der Kategorie des Sinns zu hinterfragen. So wird Sinn in der Regel als Bedeutungssinn bzw. mit Weber als gemeinter Sinn gefasst, den es auf mehr oder weniger hermeneutischem Wege zu interpretieren gilt. Mit dieser geisteswissenschaftlich geprägten Bezugnahme aber wird die Materialität als Jenseitiges behandelt, das einer anderen Sphäre angehört. Um dieser Aporie zu entgehen, wird es nötig, die Sprachfixierung der soziologischen Interpretation aufzulösen. Deshalb der Rückgang auf das Material, das diesem Vortrag zu Grunde liegt: Videos, Bilder, Töne. Mit Unterstützung dieser epistemologischen Verbündeten mit ihrer ganz eigenen Evidenz und in Anknüpfung an Überlegungen aus Science and Technology Studies (Latour, Pickering), britischer Humangeographie (Thrift, Ingold) und aus der Phänomenologie (Merleau-Ponty, Waldenfels) soll die Kategorie des Sinns anders angegangen werden: weniger als Bedeutungssinn sondern vielmehr als Richtungs- oder Bewegungssinn. So gedacht kann Materialität – nämlich Materialität in Bewegung – auch sinngebend sein. Störungen, Verfall, Turbulenz und Erosion treten in dieser Perspektivierung aus dem geschlossenen Bereich des Natürlich-Objektiven heraus und zeigen sich auch auf kategorialer Ebene in ihren sozialen Qualitäten.

In dem Zusammenspiel von Wahrnehmungshandeln und Bewegungssinn zeigt dieser Vortrag die doppelte Herausforderung der Materialität auf: Zum einen liegt diese Herausforderung in der Notwendigkeit von Kategorien, die diesseits der Trennung von Subjekt und Objekt operieren. Zum anderen liegt diese Herausforderung in der methodologischen Umorientierung weg von einer von allen Störungen gereinigten Fokussierung auf Sprache und Versprachlichung und hin zu einer komplexeren Orientierung auf das Zusammengehen von Körperlichkeit, Bewegung, Fühlen und Zeigen.

SVEN GRAMPP

Button up. Die Spur der Ansteckplakette

Mi. 10:40–11:20 Uhr | Sektion 1 A: Dinge des Alltags | P2

Die Ansteckplakette hat eine lange Tradition, sowohl symbolisch als auch materiell. Bereits in der Antike erhielten römische Soldaten Ansteckplaketten aus Messing, die sie als Teilnehmer einer Schlacht auswiesen. In Russland trugen seit dem 19. Jahrhundert vorrangig Arbeiter Ansteckplaketten aus Blech als Zeichen der Teilhabe an einem komplexen, industriellen Herstellungsprozesses. Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert schließlich wurden ‚Buttons‘ (nunmehr zumeist bestehend aus Weißblech, Pappe und Kunststoff) selbstverständlicher Teil des Alltags. Egal ob zu Demonstrationszwecken (man denke nur an die ökologische Protestbewegung der 1970er Jahren und ihren Slogan: „ATOMKRAFT? NEIN DANKE!“), als Ausdruck des Geschmacks (bspw. war in den 1960er Jahren der Slogan „Go Go Gandalf!“ unter den Enthusiasten der Fantasiliteratur recht beliebt) oder auch als Versicherung kollektiver Parteinahme (etwa via Hammer und Sichel oder dem Vereinswappen) – Ansteckplaketten sind in der Populärkultur bis heute virulent (und in Museen inzwischen auch als materielle Indikatoren der Gegenwartskultur zu besichtigen).

Eine Ansteckplakette hat nicht nur ganz buchstäblich immer zwei Seiten, sondern auch in einem übertragenen Sinne: Zum einen lässt sich die Ansteckplakette *symbolisch* verstehen (als Ausdruck einer gesellschaftliche Praxis, etwa des Protests, der Zugehörigkeit, als Zeichen einer industrialisierten Welt oder als Zeugenschaft einer bestimmten Mentalität etc.). Zum anderen ist die Ansteckplakette aber freilich immer auch ein (*technisch hergestelltes*) Ding, das in und durch seine *Materialität* Einfluss darauf hat, was überhaupt kommuniziert bzw. symbolisiert werden kann (ein Slogan darf nicht zu lang sein, am besten in einem Bildsymbol verdichtet, Blech ist billiger herzustellen als Silber etc.).

Das *Wechselverhältnis* von Zeichen- und Dinghaftigkeit der Ansteckplakette lässt sich mit einem in der Medientheorie seit längerem diskutierten Konzept vergleichsweise präzise fassen, nämlich mit dem Konzept der *Spur*. So wird die Ansteckplakette zur Spur, die als Scharnier zwischen Zeichen und Ding fungiert. Denn in den Buttons sind zum einen gesellschaftliche Prozesse und Praktiken materiell eingeschrieben und damit symbolisch verdichtet. Zum anderen präformiert die konkrete materielle Zusammensetzung der Ansteckplakette überhaupt erst ihre möglichen symbolischen Einschreibungen. Diese Konstellation bedeutet eine permanente gegenseitige Durchdringung von Zeichen, Praxis und Materialität. Wenn nun der Blick auf diese Interdependenzen gerichtet wird, bedeutet das (im Sinne Bruno Latours): Die Dinge erhalten eine Geschichte und das vermeintlich freie Flotieren der Zeichen erhält seine materielle ‚Trägheit‘ zurück.

Mit dem Konzept der Spur lassen sich die Wechselwirkungen zwischen Zeichen, Ding und Praxis beschreibbar machen, so zumindest meine Hypothese. Die Plausibilität dieser Annahme soll anhand einiger Beispiele aus der Geschichte der Ansteckplakette getestet und diskutiert werden.

**Orientierung/Desorientierung durch Dinge.
Wahrnehmungen der Umwelt und die Konstituierung des Ichs**

Do. 10:10–10:50 Uhr | Sektion 3 A: Konzepte | P2

Was sind Dinge für Menschen? In diesem Beitrag geht es darum, zwei grundlegende, zueinander im Widerspruch stehende Konzepte zu entfalten. Beide beruhen auf je eigenen Logiken der Wahrnehmung und können auf eine je eigene Tradition in der europäischen Geistesgeschichte zurückblicken. Jedes dieser Konzepte hat auch eine eigene Antwort auf die Frage, welche Rolle die Dinge für die soziale Identität haben. Besonders deutlich wird der Kontrast in einer Gegenüberstellung von Martin Heidegger und seiner Schülerin Hannah Arendt, deren gemeinsame Position auf die ordnende und orientierende Wirkung von Dingen verweist. Dem stehen gegenüber die Positionen von Marcel Duchamps, und, in einem mehr wissenschaftlichen Modus, von Georg Simmel, der die Unfähigkeit des Individuums hervorhob, mit der Zunahme und Verfeinerung der Dinge Schritt zu halten. Walter Benjamins Konzept der auratischen Dinge könnte als eine Auflösung dieses Widerspruchs betrachtet werden, ist jedoch kaum auf die Gegenstände des Alltags anzuwenden.

Der Widerspruch lässt sich bis in die Gegenwart hinein verfolgen, etwa zwischen dem Konzept des „flow“ durch Csikszentmihalyi einerseits und der Debatte um Ressourcenverbrauch durch kurzlebige Konsumgüter (z. B. bei Scherhorn). Auch in den Kulturwissenschaften ist dieser Widerspruch spürbar. Während einerseits Gottfried Korff der Beherrschbarkeit der Güter das Wort redet und von „weichen Sachstrukturen“ spricht und Hartmut Böhme versichert, letztlich sei eine beliebige Anzahl von Dingen durch „fetischistische“ Objektbeziehungen in einen Kosmos zu bringen, werden andererseits die zunehmende Bedrohung durch übermäßigen Konsum (Juliet Schor: *The Consuming Child*), Verlust der Wahrnehmungsfähigkeit (Wolfgang Fritz Haug) und die Reduktion des Lebens zum Konsum (Zygmunt Bauman, 2007) als Menetekel an die Wand gezeichnet.

Die kulturwissenschaftlich gewendete Fragestellung darf daher nicht mehr lauten: Was machen Menschen mit den vielen Dingen? Sondern, viel genauer: Was machen die Dinge aus den Menschen? Eine empirisch begründete Antwort darauf kann nur eine sorgfältige Ethnographie geben. Eine solche Ethnographie muss verschiedene Formen und Intensitätsstufen des Konsums vergleichend untersuchen. Die vom Autor mit dieser Fragestellung durchgeführten Forschungen zeigen an erster Stelle, dass die Frage der Orientierung und Desorientierung nicht mit der Zahl der Objekte im individuellen Sachbesitz zu verbinden ist und auch nicht ein spezifisches Phänomen der sogenannten „Konsumgesellschaften“ darstellt. Vielmehr ist ein Verständnis der materiellen Umwelt im Sinne ihrer Materialität, d.h. nicht nur als System von Zeichen, nur dann möglich, wenn die Rolle der Dinge für den Menschen als permanente Herausforderung verstanden wird. Es handelt sich um die Herausforderung für die Kulturwissenschaften, „Gesellschaft“ nicht nur als Interaktion zwischen menschlichen Akteuren, sondern als Auseinandersetzung mit der materiellen Umwelt insgesamt zu verstehen.

**Materialität und Dinglichkeit.
Ansätze einer Kulturtheorie der Dingzusammenbrüche**

Do. 11:10–11:50 Uhr | Sektion 3 A: Konzepte | P2

Es ist doch auffällig: Die Anfänge des material turn in den Geistes- und Sozialwissenschaften liegen mit den 1970er Jahren in einer Zeit, in der Dinge und Natur der Gesellschaft als menschliches Werk unheimlich werden. Der Begriff der Materie verliert die Sicherheit, die mit der alten Konnotation der Substanz, also einer vom Bewusstsein und Handeln des Menschen unabhängigen Wirklichkeit, verbunden war. An die Stelle dieser Konstanz tritt die Kontingenz, die Erwartung, dass auch materielle Dinge die von ihnen erwarteten Eigenschaften nicht erfüllen. War es zwar schon immer der Fall, dass Gegenstände zerbrechen oder Arzneimittel vergiften, so können derartige Enttäuschungen heute anders als früher nicht mehr allein auf persönliches Fehlverhalten oder göttliche Fügung zugerechnet werden. Vielmehr sind es das Zusammenwirken zum Teil unvorhersehbarer Einzelfaktoren oder veränderte Prämissen der Wissen(schaft)sbestände, die die Dinge selbst als prekär erscheinen lassen.

These dieses Beitragsvorschlages ist, dass durch die Inblicknahme der Zusammenbrüche sozialer Dingkonstruktionen weiterführende Perspektiven auf das Verhältnis von Dinglichkeit und Kultur sowohl zeitdiagnostisch als auch konzeptionell eröffnet werden können. Die Actor-Network-Theory (ANT) hat mit großer Sensibilität für die neue Obskurität der Dinglichkeit deren Einbeziehung durch die Geistes- und Sozialwissenschaft überhaupt erst prominent gemacht. Zugleich hat sie die Mikroperspektive der sozialen Konstruktion und Wirkung der Dinge methodisch und empirisch ausgearbeitet. In dieser methodischen und theoretischen Mikroorientierung liegen jedoch zugleich die Grenzen der ANT, erschwert sie doch die Betrachtung längerer Zeithorizonte einschließlich strukturellen Wandels sowie den Anschluss an gesellschaftstheoretische Perspektiven. Mit Hilfe von Konzeptionen aus der Wissenssoziologie insbesondere nach Foucault und Luhmann kann an die Errungenschaften der ANT ergänzend und kontrastierend angeschlossen werden, indem Semantik, Erwartungsbildung und soziale Rückbettung der Erwartungsenttäuschung von Dinglichkeit historisch vergleichend untersucht werden.

Die bisherige geistes- und sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Konstruktion von Dinglichkeit schränkt ihre Reichweite durch die ex ante Verbindung von Dingen mit Materialität bzw. Technik ein. Ein erster Schritt analytischer Erweiterung liegt deshalb darin, mit dem Konzept der Dinglichkeit all jenes in den Untersuchungsbereich einzubeziehen, was in einer Gesellschaft als dinglich gilt. Inwieweit Bezüge zu Materialität, zu Handeln, zum Menschen, zur Natur, etc. bestehen und welche Auswirkungen derartige Bezüge auf den sozialen Umgang mit Erwartungsenttäuschungen haben, wird damit Teil der Forschungsfrage.

Ausgehend von diesem umfassenderen analytischen Konzept der Dinglichkeit ergibt sich die wissenssoziologische Frage nach dem Wandel der Dinglichkeitssemantik. Entstehung neuer Begrifflichkeiten, vor allem aber der Wandel von Begriffskonnotationen geben Aufschluss über den Bedeutungskontext, in dem Dinge sozial konstruiert sind. Mit einer solchen semantischen Analyse zu verbinden ist die Untersuchung des Zustandekommens von an Dinglichkeit gerichteten Erwartungen. Ist die konstante Substanz von Materialität der Bedeutungskontext, wie kommen dann Erwartungen an konkrete Dinglichkeiten wie Lebensmittel, Werkzeuge oder technische Artefakte zustande? Und wie ändern sich solche Konstruktionsbedingungen vor dem Hintergrund einer eigenständigen Wissenschaft, einem gesellschaftlichen Verlangen nach Innovation, einer kompetitiven Weltwirtschaft? Ordnetes Prinzip dieses Forschungsansatzes ist die Konzentration auf solche Fälle, in denen Dinglichkeitskonstruktionen prominent zusammenbrechen. Damit geht drittens die Frage nach dem gesellschaftlichen Umgang mit Erwartungsenttäuschung einher. Wenn Dinglichkeiten die an sie gerichteten Erwartungen nicht erfüllen – wie wird erreicht, dass solche Erwartungen gleichwohl aufrechterhalten werden oder gezielt aus Enttäuschungen gelernt werden kann? Und wie wird mit der Enttäuschung von Mechanismen der Enttäuschungsverarbeitung selbst umgegangen?

Gegenstand des vorgeschlagenen Beitrags wird es sein, erstens die Ausgangsthese eines Prekär-Werdens von Dinglichkeitserwartungen in den 1970er Jahren anhand deren sozialwissenschaftlicher Reflektion zu exemplifizieren; zweitens Erfordernis und Rahmen einer analytischen Untersuchung von Dingzusammenbrüchen zu umreißen; sowie schließlich drittens anhand konkreter empirischer Fälle aus dem Bereich der Arzneimittel Schlaglichter auf den Wandel von Semantik, Erwartungsbildung und soziale Rückbettung von Erwartungsenttäuschungen an Dinglichkeit zu werfen.

**„Materiale Textkulturen“.
Zum heuristischen Potential von rezenten Theorien zu Materialität, Artefakten und
Praktiken in den text-interpretativen historischen Kulturwissenschaften**

Do. 17:40–18:20 Uhr | Sektion 4 B: Vergangenes und Erinnerung | P3

In dem soeben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingerichteten SFB 933 „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“ (Ruprecht-Karls-Universität und Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg) arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus mehr als 15 verschiedenen Disziplinen – darunter vor allem Altertumswissenschaftler, Mediävisten und Kunstwissenschaftler – an der Erschließung, Dokumentation und Analyse der materialen Präsenz des Geschriebenen in verschiedenen Praxisfeldern solcher Gesellschaften, in denen keine Verfahren der massenhaften Produktion und Distribution von Geschriebenem verfügbar oder verbreitet sind („non-typographisch“). Darauf basierend werden diejenigen Rezeptionspraktiken dargestellt, deren Vollzug am Geschriebenen aufgrund dieser seiner materialen Präsenz jeweils plausibel bzw. wahrscheinlich ist. ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ des Geschriebenen sind dabei als zentrale heuristische Kategorien einer theoretisch breit fundierten, methodisch diversifizierten und grundsätzlich inter- bzw. multidisziplinär verfassten ‚Textwissenschaft vergangener Gesellschaften‘ konzeptualisiert. Diese ‚Textwissenschaft vergangener Gesellschaften‘ erkennt die Absenz textimmanenter, fixierter Sinngehalte an und setzt den Akzent ihrer interpretativen Arbeit auf die Beschreibung von plausiblen Szenarien der am Geschriebenen vollzogenen Rezeptionspraktiken in einem konkreten sozialen und historischen Kontext. Auf diese Weise sollen sozialpraktische ‚Rezeptionsräume‘ als erforschbare, material präsente ‚Rahmen‘ für vergangene Bedeutungszuschreibungen an das Geschriebene abgesteckt und damit ein neues Forschungsparadigma in die text-interpretativen Kulturwissenschaften eingeführt werden.

Das Forschungsprogramm des SFB 933 „Materiale Textkulturen“ ist aus verschiedenen rezenten kulturtheoretischen Konzeptualisierungen von Materialität, Artefakten und sozialen Praktiken abgeleitet, die erstmals systematisch für die text-interpretative Arbeit in den historischen Kulturwissenschaften fruchtbar gemacht werden sollen. Der Vortrag erläutert die theoretischen Prämissen und methodischen Leitlinien des Forschungsverbundes und illustriert an ausgewählten Beispielen die Relevanz des „material turn“ für die Forschungspraxis in den beteiligten Disziplinen.

HELGA KELLE, MARION OTT, ANNA SCHWEDA

**Zur Materialität entwicklungsdiagnostischer Praktiken
in kindermedizinischen Untersuchungen.
Instrumenten- und praxisanalytische Rekonstruktionen**

Mi. 17:00-17:40 Uhr | Sektion 2 B: Dinge und Wissen | P3

Der Beitrag widmet sich Fragen der praxisanalytischen Erforschung der Materialität entwicklungsdiagnostischer Praktiken am Beispiel der medizinischen Beobachtung kindlicher Entwicklung. Er basiert auf empirischen Ergebnissen aus dem DFG-Forschungsprojekt „Kinderkörper in der Praxis. Eine Ethnographie der Prozessierung von Entwicklungsnormen in kinderärztlichen Vorsorgeuntersuchungen (U3 bis U9) und Schuleingangsuntersuchungen“, das von 2006 bis 2011 an der Goethe-Universität Frankfurt unter der Leitung von Helga Kelle durchgeführt wurde.

Entwicklungsdiagnostische Befunde entstehen im Zusammenspiel von Akteuren, Körpern, Praktiken, Räumen und (diagnostischen) Materialien. Die Annahme der Materialität sozialer Praktiken lenkt die Aufmerksamkeit der Forschung in dem genannten Feld nicht nur auf die Körper und die Formen verkörpertem Wissens, sondern v.a. auch auf die Artefakte des Feldes – z. B. Untersuchungshefte, Elternfragebögen, (Sprach-)Tests oder auch Spielzeug, die in pädiatrischen Untersuchungen als diagnostische Materialien eingesetzt werden. Fokussiert man aus praxisanalytischer Perspektive die (standardisierten wie auch informellen) Instrumente und Dokumente der Entwicklungsdiagnostik, so zeigt sich häufig ihre dreifache Funktion in Praktiken: erstens vorstrukturieren und konfigurieren Instrumente Untersuchungspraktiken (ohne sie zu determinieren), zweitens dokumentieren und archivieren sie Untersuchungsergebnisse und drittens erlauben sie durch die Inkorporierung von statistischen Entwicklungsdaten die Relationierung der je konkreten Ergebnisse an normalistischen Normen. Um dieser Komplexität gerecht zu werden, erweitern wir eine ethnomethodologisch orientierte Dokumentenanalyse um den Begriff der Instrumentenanalyse und nehmen in unserer Forschung zwei Analyseschritte vor: Wir praktizieren zunächst eine immanente Text- und Gestaltanalyse der Dokumente/Instrumente und eine Analyse der Varianten des Gebrauchs von Instrumenten, die wir auf der Basis von teilnehmender Beobachtung und Audioaufzeichnungen rekonstruieren.

Aus praxis- und instrumentenanalytischer Perspektive stellen wir die Fragen, wie sich entwicklungsdiagnostische Prozesse in der situativen Dynamik der differenten materialen und interaktiven Praktiken entfalten und wie die Objekte des Feldes sich als Vermittler oder Mitproduzenten entwicklungsdiagnostischer Ergebnisse zeigen. Dieser Forschungszugang zur Materialität entwicklungsdiagnostischer Praktiken wird im Vortrag an empirischen Beispielen dargestellt und sein analytischer Ertrag diskutiert.

**Gebäude, Artefakte, Wirkungen.
Der materielle Raum als Aktant**

Do. 17:40–18:20 Uhr | Sektion 4 A: RaumArtefakte | P2

Mein Vortrag beschäftigt sich mit dem Konzept der Wirkung, genauer gesagt, mit Vorstellungen von Wirkungen des umbauten Raums und seiner Elemente. Die Wissenschaft, die räumliche Wirkungen in ihr Tun einbezieht bzw. Vorstellungen davon, wie Raum wirken mag, entwickelt, ist die Architektur, deren Objekte soziale Verhältnisse darstellen, ein bestimmtes Tun ermöglichen oder gar erzwingen sollen. Dass die Gestalt und Existenzweise des umbauten Raumes Soziales mitformt, ist jedoch nicht nur eine Behauptung der Architektur, auch in der Soziologie finden sich zahlreiche Formulierungen dieser Figur. Doch wie tun die Dinge der Architektur das? Liegt ihre Handlungskraft in ihrer Gestalt, ihrer materiellen Qualität begründet? Tun sie überhaupt etwas oder wird Ihnen Tatkraft und Wirkung nur zugeschrieben, Relikt eines magischen Denkens? Vermutlich gilt beides: Genauso wie menschlichem Handeln, sind auch dem Handeln und Wirken architektonischer Artefakte Bedingungen gesetzt, die dieses ermöglichen, begünstigen oder behindern.

An drei verschiedenen Fällen sollen die Wirkungsbedingungen, Wirkungszuschreibungen und Wirkungsweisen von Architektur herausgearbeitet und so die relative (Wesens-)Bestimmtheit der Materialität architektonischer Artefakte gezeigt werden:

Der erste Fall ist Bourdieus strukturalistische Analyse des Kabyliischen Hauses. In der symbolisch-räumlichen Ordnung der Innenräume dieser Häuser erschließt sich ihm eine entlang der Geschlechterdichotomie organisierte Kultur, die diese Dichotomie mittels einer Struktur binär und eindeutig kodierter Orte und Dinge befestigt. Raumstruktur und Elemente wirken hier symbolisch, es ist ein „mythisch-ritueller“ Raum, der seinen Nutzern als stetige Erinnerung daran dient, wer sie sind, und wie sie sich zu verhalten haben. Gleichzeitig sind die Elemente mit magischer Kraft (Fruchtbarkeit spenden, Schutz der Jungfräulichkeit, Ankündigung von Todesfällen) ausgestattet.

Ganz anders wirken die architektonischen Artefakte des zweiten Falles, Foucaults Beschreibung der Disziplinararchitekturen Gefängnis, Schule, Fabrik, die gelehrige Körper abrichten und Formen und in ihrer weiteren Funktion auch gewissermaßen prothetisch in Form halten. In dieser Variante artikuliert sich im Sinne einer Logik des Ingenieurs ein hohes Maß an Vertrauen in Architektur als Technologie (Latour), die gewährleistet, dass Prozesse immer nach demselben Muster ablaufen.

Im dritten Fall geht es um aktuelle Problematisierungen räumlich architektonischer Bedingungen für kreative Produktion unter Freiberuflern. Auf verschiedensten Ebenen steht die Produktionsweise in der Wissens- / Kreativindustrie für Beweglichkeit oder Flexibilität. Dies hängt mit der Figur zusammen, Kreativität ließe sich weniger linear und kausal rationalisieren als andere Formen der Produktion. Entsprechend werden Arbeitsorte dezentriert und Arbeitszeit flexibilisiert – ermöglicht wird dies durch den Laptop, dem Büro in Kleinformat. Hat Architektur damit ihre Wirkungskraft verloren? Entfaltet der Laptop genug performative Kraft um, wo immer er aufgeklappt wird, einen Arbeitsraum zu konstituieren? Aktuelle Initiativen unter Kreativen, wie die Gründung von Co-Working Spaces artikulieren das Fortwirken eines Vertrauens in die Wirkkräfte der richtigen Architektur und den Wunsch, Selbstregulation an Dinge zu delegieren. In diesem dritten Fall, der auf aktuellen Forschungen zu WLAN Cafés und Co-Working spaces beruht, beobachte ich eine Sorge um den Raum, in der Architektur als Technologie des Selbst auftritt.

Die Neuanschaffung. Praktisches Wissen im Test

Mi. 10:00–10:40 Uhr | Sektion 1 A: Dinge des Alltags | P2

Geradezu sprichwörtlich ist die Umständlichkeit von Bedienungsanleitungen von DVD-Recordern, Fernsehgeräten und anderer Unterhaltungselektronik. Wer über sein Scheitern daran erzählt, kann mit Verständnis – und weiteren Geschichten – rechnen. Solches Erzählen verweist auf eine Situation, in der Routinen und Selbstverständlichkeiten der Handhabung nicht unbedingt greifen und in denen implizites Wissen, praktisches Wissen, ergänzt, womöglich sogar neu formiert werden muss.

In der Erforschung materieller Kultur gehen wir in der Europäischen Ethnologie von einem praxeologischen Ansatz aus, indem wir danach fragen, wie Menschen und Dinge, Menschen und Technik, auf der Basis spezifischer Wissensbestände den Gebrauch von Dingen erlernen, wie sie dieses Wissen, aber auch die Dinge verändern (vergleichbar der Soziologie der Praxis etwa von Karl H. Hörning). Am Beispiel der Neuanschaffung eines Fernsehgerätes und mit Hilfe des breiten Instrumentariums ethnographischer Zugänge möchte ich an einer symptomatischen Situation ansetzen, um grundsätzliche Fragestellungen und Akzentsetzungen des Faches vorzustellen.

In dieser Perspektive ist das Geschehen um die Konsumententscheidung von Bedeutung, das Informieren, das Beratschlagen im Vorfeld, das Diskutieren im Fachgeschäft. Wer wird, beispielsweise in einem Mehrpersonen-Haushalt, in diese Phase einbezogen? Welche „Gebrauchswertphantasien“ (Walter Graßkamp) bis hin zur Frage des Designs und des Einpassens in das jeweilige Bild von Wohnen und Ästhetik sind für wen ausschlaggebend? Schon hier, erst recht aber an den späteren Stationen der Integration der Neuanschaffung in einen Haushalt stellt sich die Frage nach den Mechanismen von Geschlechterkonstruktionen. Nach der Kaufentscheidung ist die Inbetriebnahme ein besonders heikler Moment, in dem die Lust auf das Neue und die Gewohnheiten des Umgangs mit dem alten Gerät kollidieren (können). Denn der erste Griff gilt zumeist nicht der Bedienungsanleitung. Im Vertrauen auf Routinen geht es oftmals zunächst an das Ausprobieren. Doch zeigt sich zumeist schnell, dass das neue, multifunktionale Gerät die Beherrschung komplexerer Gesten erfordert. Im Zuge der Neuanschaffung muss also nicht selten Wissen erlesen und erfragt werden. Da mittlerweile kaum mehr Bedienungsanleitungen mitgeliefert werden, weichen viele auf Internetforen aus, die von Firmen, aber auch von Privatpersonen betrieben werden. Auch in dieser Praxis des Nachfragens (die von Hierarchisierungen begleitet ist; vom „Grünschnabel“ bis zum „Foren-As“ reichen die Einordnungen) zeigt sich das Problem der Versprachlichung von Gesten der Handhabung, wie es nicht nur für Bedienungsanleitungen, sondern auch für Formen der direkten Kommunikation über technische Funktionen so typisch ist. Doch führen nicht nur die Komplikationen der Inbetriebnahme dazu, dass das neue TV-Gerät zumeist wie das alte gebraucht wird. Mag die Multifunktionalität des Gerätes auch ein Kaufargument gewesen sein, so werden in der Regel nur Teilfunktionen – die bekannten, die gewohnten – genutzt. Das Gerät wird zum Alltagsgegenstand gemacht.

Im Zentrum meines Beitrages sollen also die – je nach Person und Haushalt unterschiedlichen – Strategien der Aneignung und Eingliederung der Neuanschaffung in den jeweiligen materiellen Kosmos des Wohnens und in die Praxis der Handhabung und damit die stetige Arbeit am praktischen Wissen stehen.

Die materielle Dimension der Technik. Sachzwang oder ideologisches Konstrukt?

Mi. 10:40–11:20 Uhr | Sektion 1 B: Technik | P3

Im Unterschied zu anderen Politikbereichen gibt es in der Technologie auch die Logik des Artefakts. In den 1960er Jahren wurde die Sachzwangthese u. a. von Schelsky eingeführt. Große technische Systeme wie das Internet, der Luftverkehr oder die Rüstung schaffen durch ihre sachtechnische Dimension Tatsachen für fast alle anderen Bereiche der Gesellschaft. Wenn ein großtechnisches System wie Verkehr, Telekommunikation oder Energie flächendeckend eingeführt ist, ändert sich der Charakter der Gesellschaft allein schon dadurch, dass fast alle Bereiche von der technischen Infrastruktur abhängig sind.

Diese Art von Abhängigkeit ist etwas anderes als z. B. das Veto eines Akteurs in anderen Politikbereichen. Das Veto eines Verbandes ließe sich von der Politik wegverhandeln. Großtechnische Systeme haben aber nicht nur eine institutionelle und gesellschaftliche Dimension, sondern auch eine materielle, die sich nicht in Verhandlungssysteme einbeziehen lässt. Die Politik kann zwar mit den Betreibern von Kernkraftwerken über Laufzeiten und Klimaschutzmaßnahmen verhandeln, aber nicht über die Halbwertszeiten radioaktiven Abfalls.

Von den Entwicklern einzelner Technologien werden bestimmte Nutzungsoptionen als zweckmäßiger nahegelegt als andere. Ob die tatsächliche Nutzung eines Artefakts im Sinne der Hersteller geschieht, ob es zweckentfremdet oder als Kultobjekt genutzt wird, zeigt die Fantasie einer Vielfalt von Nutzern. Trotz vielfacher Vorkehrungen gegen Missbrauch ist es kaum möglich, den Gebrauch zumindest auf nicht verbotene Formen zu beschränken.

Anders als bei der Pfadabhängigkeit in anderen Politikbereichen, wo bestimmte Routinen auf Vereinbarungen zwischen den Akteuren beruhen, ist es im Bereich der Technik ihre materielle Dimension, die weitere Pfade vorzeichnet. Schulen müssen z. B. davon ausgehen, dass jedes Kind einen PC hat und damit einen Großteil seiner Freizeit verbringt.

Eine politisch gewollte Technologie ist immer ein Kompromiss zwischen technischen Ideen, dem wirtschaftlich Vertretbaren und dem politisch Durchsetzbaren. Insofern hat es nie einen technischen Determinismus gegeben. Jede Erfindung braucht jemanden, der sie finanziert, produziert und verbreitet. Zu einem technologischen Imperativ werden die Artefakte erst, wenn sie durch ihre massenhafte Verbreitung Tatsachen schaffen. Ein einzelnes Automobil oder Mobiltelefon zwingt niemandem etwas auf. Hunderte Millionen Autos oder Handys verändern dagegen alle anderen Lebensbereiche. Entscheidend ist, dass die massenhafte Verbreitung technischer Artefakte und Infrastrukturen bestimmte Änderungen in anderen Bereichen erzwingt. So nimmt die Politik Technik als eine weitgehend eigengesetzliche Größe war, obwohl jede Technik in einem politischen und kulturellen Rahmen entstanden ist.

Das materielle Moment in der Technik setzt kulturellen und politischen Rationalitäten Grenzen. Eine Ursache dafür ist in der Technikgenese zu suchen. Entwicklung und Produktion technischer Artefakte beruhen auf einem Kommunikationssystem, Paradigmen und Leitbildern, die von allen Ingenieuren geteilt werden. Es ist die Basis ihrer professionellen Kompetenz und bildet den kognitiven Kern der Ingenieurwissenschaften. Ein gemeinsamer Nenner aller Ingenieurdisziplinen ist das Bemühen um Effizienz bezüglich definierter Größen. Andere, nichttechnische Maßstäbe wie Sicherheit, gesamtgesellschaftlicher Nutzen oder Umweltverträglichkeit müssen sich gegen diese technischen Parameter durchsetzen. Dadurch werden die Materialitäten geschaffen, die für andere gesellschaftliche Subsysteme als Sachzwang erscheinen und ihre Gestaltbarkeit erschweren. „Steuerung hat immer auch den Systemcharakter des Steuerungsobjektes zu respektieren.“ (Scharpf)

In dem vorgeschlagenen Beitrag soll die materielle Dimension der Technik vor dem theoretischen Hintergrund der Technokratiethese (Schelsky, Forsthoff u. a.) und dem Paradigma der Großtechnischen Systeme (Hughes, Mayntz u. a.) reflektiert werden: Ist die materielle Dimension der Technik ein Sachzwang oder sind Sachzwänge ein ideologisches Konstrukt der Politik?

**Sozialisation in konjunktiven Transaktionsräumen.
Zum Aufwachsen mit materiellen Artefakten**

Do. 09:30–10:10 Uhr | Sektion 3 B: Sozialisation und Bildung | P3

Es ist unbestritten, wenngleich (in der Erziehungswissenschaft) wenig reflektiert, dass Dinge eine hohe Bedeutung für die Sozialisation des Menschen haben. Dabei spiegelt sich in ihnen nicht nur die Identität des Menschen wider, insofern materielle Artefakte zu ‚signifikanten‘ bzw. ‚generalisierten‘ Anderen werden können (Mead). Auch geht es darum, wie man in die kollektiven Praktiken zwischen Menschen und Dingen, die von vorangegangenen Generationen tradiert wurden, einsozialisiert wird.

In dem Vortrag möchte ich hierzu – angeregt durch Latours Arbeiten, aber ohne seine Begrifflichkeit zu übernehmen – eine theoretische und empirisch anschlussfähige Forschungsperspektive entwickeln, die Überlegungen aus dem Pragmatismus (John Dewey) und aus der Wissenssoziologie (Karl Mannheim) miteinander verknüpft.

In einem ersten Schritt werde ich – mit Dewey – argumentieren, dass man die konstitutive Verwicklung von Menschen und Dingen nur dann in den Blick bekommt, wenn man nicht von vorneherein zwischen ihnen unterscheidet, sondern herausarbeitet, wie diese sich in der noch undifferenzierten „transaction“ erst als separate, mit einer jeweiligen Identität bzw. Funktionalität versehene Entitäten erst herauschälen.

In einem zweiten Schritt werde ich die Wissenssoziologie Karl Mannheims, der auf die „Kontagion“ zwischen Menschen und Dingen hinweist, ohne sie weiter auszuarbeiten, daraufhin befragen, wie man mit ihr jene in Praktiken habitualisierten kollektiven Zusammenhänge fassen kann, die für das Aufwachsen mit materiellen Artefakten konstitutiv sind. Diese Zusammenhänge, die Menschen und Dinge im Selbstverständlichen einer Praxis verbinden, bezeichne ich als „konjunktive Transaktionsräume“.

In einem dritten Schritt will ich der Frage nachgehen, wie Menschen in schon bestehende konjunktive Transaktionsräume hineinsozialisiert werden und dabei auf tradierte, ins Selbstverständliche sedimentierte Transaktionen zwischen Menschen und materiellen Artefakten treffen, die aus vergangenen Zeiten stammen. Wir haben es hier mit einer besonderen „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Pinder) zu tun, insofern Dinge und Menschen, die zu verschiedenen Zeiten entstanden sind und ihre Funktionalität bzw. Identität erhalten haben, in einer Zeit aufeinander treffen. Der Dynamik, die dieser Sozialisation in konjunktive Transaktionsräume eigen ist, werde ich anhand empirischer Beispiele nachspüren.

Technik außer Betrieb

Mi. 16:00–16:40 Uhr | Sektion 2 B: Dinge und Wissen | P3

Der Beitrag kommentiert eine lange Folge von Bildern, die Situationen „außer Betrieb“ zeigen. Es handelt sich großenteils um Amateuraufnahmen, die ich über die Suchanfragen „außer Betrieb“, „off service“, „out of service“ und „hors service“ im Internet zusammengestellt habe.

Zum einen zeigt die Bildauswahl technische Dinge und Dienstleistungen, von denen eigentlich erwartet wird, dass sie permanent verfügbar sind: Internet, Post (Briefkasten), Feuermelder, Türen, Toiletten, Schwimmbäder, Automaten (Fahrkarten, Bankautomaten, Getränke), Telefonzellen, öffentliche Verkehrsmittel (U-Bahnen, Busse, Straßenbahnen, Züge, Haltestellen), öffentliche Gebäude (Flughäfen, Bahnhöfe, Rathaus, Schule) und Teile davon (Rolltreppe, Aufzug, Toiletten, Urinale).

Zum anderen sind Piktogramme, Aufschriften, „Ansteckplatten“, Schilder und räumliche Barrikaden zu sehen, die auf vielfältige Weise und in zahllosen Kombinationen darauf hinweisen, dass die Geräte und Dienstleistungen gegenwärtig nicht verfügbar sind. Besonders auffällig ist die Bandbreite zwischen möglichst allgemeinen und allgemeinverständlichen Mitteilungen, die z. B. auf sprachliche Elemente verzichten, englisch oder mehrsprachig verfasst sind – und solchen, die bestimmte Nutzergruppen adressieren und viel lokales Kontextwissen voraussetzen.

Auch wenn dieses Inventar der Dinge außer Betrieb unvollständig ist, bietet es zwei theoretisch bemerkenswerte Anhaltspunkte für die Frage nach der Materialität. Zum einen macht sich Materialität darin bemerkbar, dass die Dinge, auch wenn sie nicht verfügbar sind, weiterhin da sind. Sie müssten eigentlich verschwinden, lassen sich aber nicht dazu bewegen. Zum anderen macht sich Materialität darin bemerkbar, dass sie die Mitteilungen stört, unterwandert oder kommentiert, die das Publikum über Betriebsausfälle in Kenntnis setzen sollen.

Beide Beobachtungen verweisen auf ein Verhältnis von Materialität und Moral, das sich weder technisch neutralisieren noch in moralischer Kommunikation auflösen lässt. Dafür spricht auch, dass eine Zusammenschau über Technik außer Betrieb auf jeden Fall komisch ist. Dies deutet auf eine Alternative zu der strapazierten Gegenüberstellung von „vorhanden“ und „zuhanden“ hin, die möglichst anschaulich und nahe am Material zu entwickeln wäre. In Betriebsunterbrechungen konkurrieren universale mit lokalen Standards der Kommunikation. Zugleich bedürfen Betriebsunterbrechungen der Normalisierung.

**Der materialistische Imperativ.
Vom Organismus Kunst und der Wahrnehmungsmaschine Mensch**

Mi. 16:00–16:40 Uhr | Sektion 2 A: Kunst und Literatur | P2

Verstärkt in den letzten Jahren lässt sich in den Geistes- und Kulturwissenschaften eine Tendenz ausmachen, die anknüpfend an Überlegungen seit den 1980er Jahren eine Rückkehr zu einem Denken der Präsenz fordert, dem es um nicht-diskursivierbare Erfahrungsräume bestellt ist, um räumlich-präsentisches Erfahren der Kunst, um die Materialität der Kommunikation oder gar um das Nicht-Mediatisierbare der Medien.

Im Anschluss an diese Positionen, die nach dem Räumlichen, dem Materiellen, dem Somatischen der Erfahrbarkeit von Kunst fragen, geht der Beitragsvorschlag von der These aus, dass moderne Kunst einen Imperativ ausspricht, der den Beobachter zum materiellen Partizipanden und darüber hinaus zur technologischen Prothese des Kunstwerks macht.

Install yourself! Mach es Dir bequem! Lass Dich nieder mit mir! Eine unüberhörbare Einladung an den Betrachter, mit der Kunst (dem Film/ der Literatur) zu verweilen, sich auf sie einzulassen, sich Zeit für sie zu nehmen mit dem Versprechen, dass es sich lohnt. Dem verheißungsvollen Flüsterton ist ein merklich imperativer Unterton eingeschrieben. Eine fordernde, gar bestimmende Stimme: Install yourself! Sie fordert unsere Wahrnehmung, sie fordert unsere aktive, rekonstruktive und konstruktive Teilhabe, sie fordert uns in unserem Weltbezug.

Tendenzen der modernen Kunst, vor allem seit ihrer zunehmenden Technisierung, die sich dem gewissen und gewollten Einsatz von neuen Medien verschreiben (Film, digitale Fotografie, Videoinstallationen, etc.), dem figurativ-narrativen entziehen, scheinen zunehmend den imperativen Unterton dieser (Auf-)Forderung zu offenbaren. Ohne die vervollständigende Partizipation eines Beobachters bleibt das Kunstwerk leer. Es ist nurmehr Werk ohne Kunst. Erst im und mit dem Rezeptionsprozess erschließt sich der Gegenstand bzw. das Werk als Kunst. Kunst(objekte) sprechen also eine Aufforderung zur Partizipation aus; sie wesens uns im Heidegger'schen Sinne an. Installiere dich! Als Sehender, als Hörender, Riechender, Tastender, Fühlender, kurz als Wahrnehmungsmaschine.

Unter dieser Beobachtungsperspektive eröffnet sich ein vollkommen neues Verständnis der Materialität in der modernen Kunst. Kunst ermöglicht nicht nur eine korporale Erfahrung des Rezipienten oder Effekte auf die Körperwahrnehmung, sondern sie ist selbst ein korporales Ereignis, indem sie sich erst durch den Organismus ihres Partizipanden vervollständigt.

Doch gerade Kunst, die sich von korporaler Partizipation abhängig macht, birgt das Risiko der Unvollständigkeit und darüber hinaus das Risiko eines Rückkopplungseffekts. Der Mensch wird zwar zum Medium der Kunst, doch er kann sich dem Imperativ auch entziehen. Die Zeitlichkeit moderner Kunst gliedert sich an die Zeitlichkeit ihrer Partizipanden an. Die Prothetisierung, die dem Menschen durch den technologischen Imperativ der Kunst widerfährt, verläuft bipolar. Denn die Kunst gibt sich als korporale dem Verfallsdatum ihrer Wahrnehmungsmaschinen anheim.

Während die Kunst den Rezipienten zu einer Wahrnehmungsmaschine zustutzt, wird die Kunst abhängig von der Zeit ihres Rezipienten. Ohne ihn vollzieht sie sich nicht zur Kunst.

Je technokratischer die Kunst prozessiert – und das scheint paradoxal – desto abhängiger wird ihre Abstraktion von der Wahrnehmungsmaschine Mensch: sie wird lebendig, d.h. sie schließt sich an die organische Materialität ihrer Wahrnehmungsmaschine an.

STEFANIE SAMIDA, MANFRED K. H. EGGERT

Das Materielle in den Kulturwissenschaften. Metatheoretische Reflexionen

Do. 09:30–10:10 Uhr | Sektion 3 A: Konzepte | P2

Wir sind in unserem Alltag von Dingen umgeben. Manche nehmen wir überhaupt nicht wahr, zu anderen stehen wir in einem besonderen emotionalen Verhältnis. Dinge besitzen nicht nur einen praktisch-funktionalen Sach- oder Nutzwert, sondern sie verkörpern häufig auch einen symbolischen Gehalt – sie sind oft Zeichen und Medium. Tatsächlich wird der Mensch in eine ‚Dingwelt‘ hineingeboren, die ihn im Zuge seines Lebens meist unbewusst mit jenen Normen und Werten vertraut macht, die für die materiellen Formen seiner sozialen Umwelt als kulturell verbindlich gelten. Diese ‚Welt des Materiellen‘ war und ist ein wesentlicher Teil unserer Existenz und damit zugleich ein Indikator dessen, was wir sind.

In den gegenwartsbezogenen empirischen Kulturwissenschaften liegt der Beschäftigung mit den Dingen eine klare Handlungsperspektive zugrunde: Man fragt, wie sie in die Lebenswelt eingebettet sind, wie sie gebraucht werden, welche Bedeutung man ihnen in welchem Kontext beimisst. Dieser allgemeine kulturelle Kontext der Dinge wird ebenso wie ihr semiotisches Feld in der Regel durch ethnographische Feldforschung erfasst. In weiteren Schritten lässt sich dann zumeist die Kodierung des semiotischen Felds herausarbeiten bzw. entschlüsseln. In den verschiedenen archäologischen Fächern von der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie bis zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist die Dekodierung des Materiellen bisweilen gar nicht und oft nur unter Schwierigkeiten möglich. Zwar sind die Quellen ausschließlich oder jedenfalls zum allergrößten Teil materieller Art, aber der einstige semiotische Kontext ist mit den Menschen, deren äußere und innere Lebenswelt uns beschäftigt, verloren gegangen.

Vor diesem Hintergrund möchten wir in unserem Beitrag die Frage behandeln, ob in den Kulturwissenschaften tatsächlich ein gemeinsames Konzept von Materieller Kultur existiert. Der geplante Vortrag besteht aus zwei Teilen. In einem ersten Abschnitt wird die kulturwissenschaftliche Diskussion zur Materiellen Kultur in vier prominenten Fachrichtungen – Ethnologie, Europäische Ethnologie/Volkskunde, Soziologie und Archäologie – skizziert. Dabei sollen Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede herausgearbeitet werden. In einem zweiten Teil wird das Ergebnis des ersten Teils einer kritischen Reflexion unterzogen. Wir wollen zeigen, dass es nicht nur verschiedene Konzepte des Materiellen gibt, sondern dass diese auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht verschieden sind. Abschließend wird zu diskutieren sein, inwiefern sich manche auf den ersten Blick unüberwindbare Gegensätze auf metatheoretischer Ebene zusammenführen lassen und wie ein fachübergreifendes und damit kulturwissenschaftliches Konzept Materieller Kultur aussehen könnte.

Frank Lloyd Wrights Larkin Building, 1906-1950

Do. 16:00–16:40 Uhr | Sektion 4 A: RaumArtefakte | P2

Im frühen 20. Jahrhundert wurden Büroraum, -organisation und -einrichtung – im Anschluss an Frederick Winslow Taylors „Scientific Management“ – zum Gegenstand systematischer Untersuchungen. Zahlreiche Publikationen belegen das wachsende Interesse an verbindlichen Methoden zur Gestaltung von Bürogebäuden, Arbeitsabläufen und Einrichtungsgegenständen. Die enge Verschränkung von Räumen, Menschen, Dingen und Praktiken war ein wesentliches Charakteristikum der wissenschaftlichen Büroorganisation.

Ein frühes Beispiel für die architektonische Figuration büroorganisatorischer Theorien und Praktiken ist das Verwaltungsgebäude der Larkin Soap Company in Buffalo, das 1906 unter der Leitung von Frank Lloyd Wright fertiggestellt wurde. Wrights ‚Organische Architektur‘ steht für ein besonders enges Verhältnis von Form und Funktion. Sein Larkin Building zählt heute zum Kanon der (früh-)modernen Architektur. Im frühen 20. Jahrhundert war es eine wichtige Bezugsgröße für die Architekten der europäischen Avantgarde wie beispielsweise H. P. Berlage, Erich Mendelsohn und Mies van der Rohe. Nicht nur in Bezug auf die architektonische Gestaltung, sondern auch hinsichtlich der rationellen Büroorganisation wurde das Larkin Building als wegweisend präsentiert. Die detaillierte Abstimmung der Raumordnung auf die Büroorganisation trug ebenso zur positiven Beurteilung des Gebäudes bei wie die Atmosphäre der großen, offenen Galerieräume, die Feuersicherheit der Konstruktion, die gute Beleuchtung und das frische Klima.

„Organic architecture,“ schrieb Wright, „designed this great building to be as inspiring a place to work in as any cathedral ever was to worship.“ Der Glaube an Arbeit als einer erhebenden und spirituellen Tugend war Wright und den führenden Köpfen der Larkin Company gemeinsam. Die Symbolik des Gebäudes vermittelte den Angestellten den Eindruck der Öffentlichkeit dieses Ideal. Neben der massiven und gewichtigen äußeren Erscheinung und dem sakralen Innenraum, hatten auch die Schreibtische und -stühle sowie die Inschriften und Skulpturen eine bedeutende Funktion. Der Wirtschaftshistoriker Howard Stanger sieht im Larkin-Verwaltungsgebäude „the physical embodiment of Larkin’s corporate culture.“ Diese Firmenkultur vereinigte seiner Ansicht nach „a geographically dispersed group of employees, managers and executives, and customers.“ (Wright, Frank Lloyd 1943: An Autobiography. New York: Duell, Sloan & Pearce, S. 472)

In meinem Vortrag möchte ich Ergebnisse und Fragen aus meinem Dissertationsprojekt „Die Wissensarchitektur der Büroarbeit. Frank Lloyd Wrights Larkin Administration Building, 1906-1950“ vorstellen. Ich untersuche darin die Materialisierung von architektonischem, büroorganisatorischem und marketingstrategischem Wissen. Wichtige methodologische Referenzen sind Michel Foucault, Bruno Latour und Hans-Jörg Rheinberger. Im Hinblick auf die Tagung erscheinen mir insbesondere folgende Aspekte interessant: Die Abgeschlossenheit des Büroraumes gegenüber dem umgebenden Industriegebiet, die detaillierte Abstimmung des Gebäudegrundrisses auf die Betriebsabläufe des Büros, die operative und symbolische Bedeutung von Schreibtischgestaltung und -anordnung, die operative und symbolische Bedeutung des Gebäudes für die Stabilität der ‚Larkin-Familie‘ (die Geschäftsführung, Angestellte und Arbeiter sowie Kunden gleichermaßen einschloss), die gemeinschaftsfördernde Atmosphäre des Innenraumes, die operative Öffnung des Büros über die materiellen Grenzen des Larkin- Gebäudes hinaus (durch die umfassende Auslagerung von Verwaltungstätigkeiten über ein Kundenklub-System), sowie die Wandlung der Gebäudefunktion (und -form) im Verlauf seiner Geschichte.

GÜNTHER SCHÖRNER

**Götter und Töpfe.
Zur Materialität von Kultur im Imperium Romanum**

Do. 17:00–17:40 Uhr | Sektion 4 B: Vergangenes und Erinnerung | P3

In Folge der aktuellen Theoriediskussion werden auch in der Klassischen Archäologie Artefakte weit mehr als nur katalogisiert und datiert. Besonders weit reichend in der Interpretation materieller Kultur sind in dieser Hinsicht Ansätze der behavioral archaeology, die die Zentralität von Dingen bei allen menschlichen Handlungen betont und Menschen und Dinge als gleichwertige Akteure (agency of objects) auffasst. Im Vortrag sollen anhand konkreter Beispiele Artefakt-bezogene Axiome diskutiert und auf Basis der archäologischen Praxis erprobt werden. Mittels zweier grundsätzlich unterschiedlicher archäologischer Fundkategorien – Statuen von Göttern und Tafelgeschirr – ist hierbei zu untersuchen, inwiefern Dinge mit spezifischen Praktiken zu verbinden sind, da durch ihren Erwerb spezifische Mensch-Artefakt-Interaktionen im Sinne jeweils unterschiedlicher Konsumvorgänge notwendig werden: Bilder von Göttern sind als Kultbilder und Votivgaben Träger von Konzeptionen des Göttlichen, die in entsprechende Aktionen eingebunden werden. Gleichmaßen spiegeln Gefäße des Essgeschirrs Techniken des Essens als wichtiger Kulturtechnik wider. Da zwei grundverschiedene Objektklassen betrachtet werden, kann die materielle Konzeption unterschiedlicher Lebensbereiche komplementär untersucht werden. Hierbei sollen grundsätzliche methodische Wege in der archäologischen Forschung vorgestellt (und zur Diskussion gestellt) werden, wobei als wichtiger Ansatz insbesondere die Performanz-Präferenz-Matrix dazu dienen kann, soziale Effekte beim Erwerb von Dingen zu untersuchen. Weiterhin sind die immer stärkere Diversifizierung und der steigende Bedarf an Artefakten, wie er sich im konkreten archäologischen Befund widerspiegelt, auf ihre soziale Bedeutung hin zu untersuchen, wobei allgemeine Folgerungen zu Mensch-Ding-Beziehungen überprüft werden können.

In einem zweiten Abschnitt soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die Objekte der beiden Lebensbereiche – Religion und Nahrungsaufnahme – im spezifisch historischen imperialen Kontext des Römischen Reiches die Ausübung sozialer Macht indizieren. Konkret ist zu untersuchen, welche Rolle diese Dinge bei der Veränderung (oder Tradierung) vor-römischer Praktiken spielen und ob sich in der Verknüpfung von Objekt und Praxis Machtverhältnisse widerspiegeln. Zusammenfassend soll im Vortrag auf die Wandelbarkeit von Objekt-Praxis-Verbindungen in unterschiedlichen provinziellen Räumen eingegangen werden.

Wie wirkt Technik? Von der generellen zu einer spezifischen Betrachtung

Mi. 10:00–10:40 Uhr | Sektion 1 B: Technik | P3

Schon vor gut 40 Jahren beklagte Hans Linde die Exkommunikation der Dinge aus der Soziologie. Für die Politikwissenschaften reklamierte Langdon Winner in den 1970ern die Existenz inhärent politischer Technologien. Und in der internationalen Wissenschafts- und Technikforschung (STS) ist die Frage der Materialität seit den 1980er Jahren ein zentraler Bezugspunkt. Der „Pulsschlag“ der Materialität lässt sich heute in vielen Feldern und mit zunehmender Frequenz messen. Dabei stehen, wenn man die Literatur etwas genauer anschaut, oft allgemeine Konzepte einer materiellen „agency“ im Vordergrund. Wie es scheint, bedarf es noch immer genereller Aussagen über die grundsätzliche Wirkung der Dinge. Dagegen möchte ich in meinem Vortrag techniksoziologische Überlegungen für eine spezifische Wirkung von Dingen und Sachen in menschlichen Handlungsvollzügen darlegen.

Das Problem generalisierter Konzepte materieller Wirkung besteht darin, dass eine spezifische Wirkung bestimmter Dinge nur empirisch beobachtet, aber nicht mehr konzeptionell gefasst wird. Die vielfältigen materiellen Wirkungen treffen in diesem Fall auf mehr oder weniger gut ausdifferenzierte konzeptionelle Vorschläge. Es entsteht eine Lücke, die es mit Hilfe begrenzter Aussagen über spezifische materielle Wirkungen in empirischen Feldern zu schließen gilt. Hinzu kommt die Notwendigkeit, materielle Wirkung nicht „für sich“ zu betrachten, sondern immer in der Wechselwirkung mit sozialen Prozessen und im aktiven Tun zu untersuchen.

In Bezug auf Technik lassen sich materielle Wechselwirkungen zunächst in der instrumentellen Beziehung von Mensch, Technik und Objekt verstehen. Sachtechnische Artefakte wirken, wenn sie in Handlungszusammenhänge eingebettet sind. Dann beschränken sich die materiellen Wirkungen aber nicht auf ein technisches Gerät, sondern müssen auch in Bezug auf den menschlichen Körper und die Materialität des Objekts betrachtet werden. Spezifische Wirkungen von Technik lassen sich somit als unterschiedliche Verschränkungen von Mensch, Technik und Objekt verstehen, wie sie beispielsweise schon früh mit der Unterscheidung von Werkzeug und Maschine bei Marx und Weber gemacht wurden. Eingebettet in Handlungszusammenhänge produziert technisches Wirken zudem einen „Wirkungsüberschuss“, der sich nicht auf die reine Funktionsweise von Technik reduzieren lässt. Jede Sachtechnik erfordert, wie Popitz et al. herausstellten, „einen spezifischen Aufwand“, der zu ihrem Gebrauch notwendig ist. Aus diesem spezifischen Aufwand lassen sich spezifische Wirkungen von Technik rekonstruieren, die nicht „für sich“ existieren, sondern nur im menschlichen Tun beobachtet werden können. Die Herausforderung besteht aus dieser Sicht darin, diese spezifische Wirkung nicht mit generellen Modellen zu überdecken, sondern gegenstandsbezogene Aspekte technischen Wirkens zu erarbeiten, um schlussendlich auch verschiedene materielle Wirkweisen, gewissermaßen mit Konzepten „mittlerer Reichweite“, vergleichbar zu machen.

Materiality and Subjectivity

Do. 11:50–12:30 Uhr | Sektion 3 B: Sozialisation und Bildung | P3

In psychological approaches to subjectivity human aims, motivation, interests and consciousness play a leading part. Materials play at best a secondary part, if any at all. The proposed paper discusses ways of including materials in the study of subjectivity in psychology – by putting them on the same footing as humans.

The interdisciplinary studies of Science, Technology and Society (STS) and especially Actor-Network Theory's (ANT) approach to material semiotics (e.g. Law) are renowned for placing materials in focus of the study of practice and of the 'assembling of the social' (Latour). Despite its existence and increased application over a variety of empirical fields ANT has hardly been applied in psychology. The reason for the incompatibility of ANT and psychology lies in ANT's notion of materiality and its principle of human non-human symmetry. This necessarily weakens the agency of subjectivity and of the subject. The paper argues that the principle of generalised symmetry needs not lead to neglect of subjectivity and of the subject. However, the emerging, practical, spatial and indeed material character of subjectivity comes to be emphasized. To embrace these aspects analytically notion of presence (Sørensen) is suggested to replace that of subjectivity.

The argument is based on analyses of ethnographic data from a 4th grade primary school class working with virtual environments. It is shown how humans and things come to be related in different ways, enacting different presences in the computer classroom. Some of these new relationships and presences compromise the presences enacted in a traditional classroom. This brings about frustration. Haraway's notion of the cyborg emphasises the ambiguous socio-material ontology of humans inescapably constructed out of social as well as material components. The cyborg concept has been important for theorising the human as socio-material, but the specificities of how human socio-material presences are performed in practices and which emotions and experiences these bring about seem to have been neglected by the more static conceptualisation of the cyborg. The paper shows how different presences were enacted in the computer classroom and translated through a variety of materials along with discursive, social and bodily involvements.

The notion of materiality contributes an important intervention to psychology. It helps us to think of the tangible things that surround us that we have little tradition for taking into account in theories of subjectivity. Furthermore, it sensitizes us to account for how socio-material relations are built that allow specific presences to emerge in practice.

**Vom Materialismus zur Materialität.
Wie die Literatur des 19. Jahrhunderts handlungsmächtige Dinge entdeckt**

Mi. 15:20–16:00 Uhr | Sektion 2 A: Kunst und Literatur | P2

Im 19. Jahrhundert, so schreibt der um ein „höhe(res) Culturleben“ besorgte Zeitgenosse Karl Gutzkow, mache sich „die Materie [...] geltend“. Und zwar in folgender Gestalt: „mit Dampf, Electricität und Börsenschwindel“. (Der Roman und die Arbeit, 1855) Aber was heißt hier eigentlich „Materie“? Gutzkows Beispiele fallen ja höchst heterogen aus. Sie stellen kulturell gelenkte physikalische Energien neben gleichsam Immaterielles, die Vernichtung von Werten. Gleichwohl fällt eine Gemeinsamkeit auf: alle Beispiele adressieren Geschaffenes, nicht Gewordenes. Um es in traditionellem Vokabular auszudrücken: Es geht um Thesis, weniger um Physis. Um zweite statt um erste Natur. Wenn sich Literatur im 19. Jahrhundert dem Materiellen widmet, dann unterscheidet sie sich signifikant vom zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Materialismus, auch in dessen populärer Gestalt. (Liebig, Moleschott, Vogt, L. Büchner) Der Vortrag steht im Kontext eines Projekts, das die Literatur- und Theoriegeschichte handelnder Dinge erforscht. Er will daher erstens zeigen, wie sich dort, im 19. Jahrhundert, ein Materialitätskonzept abzeichnet, das den Materiebegriff der dominierenden Materialismus-Diskurse überschreitet. Die Vermutung lautet, schon hier werde die Erfahrung handlungsmächtiger Dinge beschrieben. Also das, was heute gerne mit „agency“ benannt wird. An literarischen Quasi-Objekten (Serres) wie dem goldenen Vlies in Grillparzers Dramentrilogie, Dingbiographien wie in Andersens Dingmärchen oder tückischen Objekten soll erhellt werden: Man beobachtet, wie das Gemachte ins Gewordene eingeht, um dann, gleichsam als naturales Milieu oder materielle Bedingung der Möglichkeit kultureller Prozesse, agierend einzugreifen.

Damit ist zugleich der exemplarische Gegenstand des material turn benannt. Die zweite These lautet daher: Der Materialismus interessiert sich für die Materialität der ersten Natur, die, so lehrt er, Geist und Gesellschaft einschließt. Der material turn in den Kulturwissenschaften gilt der zweiten Natur. Wenn er die Medien, Apparaturen und Dispositive in ihrer Materialität erforscht, in denen und durch die sich soziale Praktiken, Kommunikation, Identitäten herstellen und verwirklichen, dann, so die These weiter, beschreibt er Trajektorien und Tatbestände einer nicht mehr nur menschlichen Handlungsmacht. Somit tritt ein Naturalismus der zweiten Natur an die Stelle der allfälligen Konstruktivismen, wie sie in den Kulturwissenschaften lange Zeit dominierten. Eine transhumane „Agency“ von Dingen und Materialitäten verweist gerade auch im Gemachten auf transkonstruktive Realitäten.

HENRIETTE STEINER

While We Wait...

When the City becomes a Place for Intermissions, Halts, Interruptions and Delays

Do. 17:00–17:40 Uhr | Sektion 4 A: RaumArtefakte | P2

In contemporary scholarship, the urban realm is often portrayed as an arena on which movement and flows provide the only constant feature. This is so, in spite of the fact that the way in which we experience the urban environment in our daily lives only rarely constitutes a series of unbroken, smooth transitions and movements. Our everyday movements through the city will, more often than not, present themselves as a ruptured and disjoint trajectory. As everyday users of the city – when we travel through it or take up temporary residence in public spaces – intermissions, halts, interruptions and delays are the reality with which we are faced.

If this is so, it means that a significant amount of our time in the urban context is spent waiting – whether willingly or unwillingly. These periods of waiting may not necessarily be characterised by annoyance, resentment or anger-filled sentiments, often we take pleasure in the little halts that impose themselves on our everyday life. Smokers enjoy a cigarette when waiting for the bus, we might find a sunny spot on a bench just when our arms start hurting from heavy shopping bags, the sudden rain shower that interrupts the bike ride home allows for a quick phone call or the purchase of a newspaper. In this paper, we will present new, ethnographic material on modes of waiting in the contemporary city. The material has been collected in the city of Zurich, using photography and written field notes. The focus of the presentation will be to explore the architectures of waiting and their role in making the wait a part of our everyday urban experience. These architectures range from stable and well-known typologies (the bus shelter) to improvised and temporary structures. It will allow us to investigate the cultural role of these architectures of waiting not as expressing or communicating cultural values, but as an urban materiality that is intervening, coordinating, enhancing and connecting urban everyday life.

Epistemische Spiegelbilder des Menschen? Fotografierte Dinge in der Gegenwartskunst

Mi. 17:00–17:40 Uhr | Sektion 2 A: Kunst und Literatur | P2

In den Fragestellungen der Tagung „Materialitäten“ sowie in der breiten Rezeption materieller Kultur äußert sich die Hinwendung zu „Dingen“ als einem der derzeit innovativsten interdisziplinären Forschungsfelder. Dieses Spannungsfeld möchte ich in meinem Beitrag aufgreifen und mit der Fokussierung des Verhältnisses „Materialität -Mensch“ anhand der medialen Übertragung fotografierte Dinge in der zeitgenössischen Kunst exemplifizieren. Nachdem stets die geistige Welt, die „mental culture“ als Erkenntnisträger untersucht wurde, wird diese unumstrittene Vorrangstellung des Menschen zunehmend hinterfragt zugunsten des epistemischen Potentials der Dinge. Ich werde dieser Sogwirkung der Dinge am Beispiel zweier zeitgenössischer künstlerischer Arbeiten nachgehen: Thomas Demands und Botho Strauß' Ausstellung „Nationalgalerie“ in der Neuen Nationalgalerie Berlin sowie Leanne Shaptons fiktivem Auktionskatalog „Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Lenore Doolan und Harold Morris, darunter Bücher, Mode und Schmuck“. In Demands Fotografieserie „Nationalgalerie“ werden jegliche Spuren und Erinnerungsträger vernichtet: Inschriften fehlen, Personen sind getilgt, der Betrachter erhält kaum Hinweise zu Ort, Zeit und Kontext der abgebildeten Dinge. Demand arbeitet sich an deutschen historischen Erinnerungen und Mythen ab und fragt: Welche Rolle spielt das Bildgedächtnis bei der Konstruktion einer Nation? Gezeigt wird beispielsweise das verwüstete Interieur eines schmucklosen Büroraumes. Die herumfliegenden Dokumente erweisen sich bei genauerem Hinsehen und Deuten der abfotografierten Dinge als Stasi- Akten, welche nach dem Untergang der DDR und der Stürmung der Zentrale in der Berliner Normannenstrasse 1990 wild im Raum verteilt sind. Kommentiert werden sie durch Bildlegenden des Schriftstellers Botho Strauß. Indem dieser nicht das Abgebildete beschreibt, sondern eigene Reflexionen entwirft, eröffnet sich ein neuer Interpretationsraum. Das Museum wird zur Bühne für die Dinge und zur Präsentationsfläche kollektiver deutscher Erinnerung. In Leanne Shaptons fingiertem Auktionskatalog „Bedeutende Objekte“ werden die Hinterlassenschaften einer gescheiterten Beziehung – also individuelle Erinnerungen – versteigert. Folgendes Novalis-Zitat ist der Arbeit vorangestellt: „Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge.“ Vielleicht sagen diese banalen aufgewerteten Dinge viel mehr über das menschliche Dasein und Rituale der Intimität aus. Die Beziehung wird fetischisiert und ausverkauft und die Objektwelt dient als Spiegel der sozialen Anerkennungsstruktur des Menschen. Die fotografierten Dinge sind mit Subtexten unterlegt und entfalten eine performative Kraft als Handlungsträger („Acting Objects“).

In dem Vortrag werde ich die mediale Vermittlung der Dinge in Text-Bild-Verknüpfungen aufzeigen, deren Funktion als Erinnerungsträger sowie deren Eigenleben ergründen und mögliche methodische Zugänge aufzeigen. Obwohl Dinge paradigmatische Funktionen als kollektive (Demand / Strauß) wie individuelle (Shapton) Erinnerungsträger übernehmen, lösen sie sich zugleich durch widerständige, affektive Praktiken vom Menschen. Es stellt sich demnach die Frage, ob Dinge bloße epistemische Spiegelbilder des Menschen sind oder eigene soziale Akteure werden können. Ein Lesbarmachen dieser Dingfotografien kann mittels semiologischer, phänomenologischer, psychoanalytischer und kommunikationstheoretischer Methoden erfolgen. Zentral für meine Analyse sind jedoch insbesondere Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie und Bill Browns Thing Studies sowie Walter Benjamins Spur- und Aurabegriff in den fotografiethoretischen Schriften. Interessant ist hier insbesondere die widersprüchliche Lesart einer Mortifizierung der abgebildeten Objekte einerseits (Fotografiethorie) und des Animismus der Dinge andererseits (Dingtheorien). Erkenntnisse über den Menschen werden durch das Wissenspotential der Dinge erschlossen und nicht umgekehrt. Zur Annäherung eignet sich dieser Fragekanon: Wie werden über Dinge Texte und Bilder verknüpft? Ergänzen sich Fotografie und Text in einer bloßen Beschreibung des Objekts oder wird über die Dinge ein performatives Experimentierfeld eröffnet? Inwiefern tragen Dinge Konzeptionen von Erinnerung, Identität, Intimität, Geschlecht, Zugehörigkeit und Fremde? Was sagt die Auf-, Ab- und Umwertung von Dingen über Wissensordnungen aus? Können Dinge ein Eigenleben bis hin zur Auflösung des Menschen führen? Zielsetzung ist die Analyse der performativen Ding-Subjekt-Beziehung als spiegelbildliche Bewegung unter Einbezug historischer und sozialer Kontexte. Die mediale Breite beider Kunstwerke vermittelt sowohl Erkenntnisse über die Wechselbeziehungen von Literatur und Kunst sowie Text und Bild. Dem Kontext der Tagung „Materialitäten“ entsprechend, knüpfe ich mit dem Thema an eine kulturwissenschaftliche und kunstgeschichtliche Erforschung von Materialitäten an und problematisiere über zwei konkrete Beispiele mögliche methodische Zugänge zur Erforschung von Dingen.

Mit Schrauben und Muttern den Geschlechterunterscheid festigen. Die ersten gynäkologischen Untersuchungsstühle

Mi. 11:35–12:15 Uhr | Sektion 1 B: Technik | P3

Beginnen möchte ich meinen Vortrag mit Langdon Winners Feststellung, dass Ungleichheiten nicht nur durch Institutionen oder politische Praktiken generiert werden, sondern dass auch Gegenstände (artifacts) einen gewichtigen Anteil daran haben. Ich möchte diese Überlegung dahingehend erweitern und mit Anne-Jorunn Berg und Merete Lie fragen: „Do artifacts have gender?“, d.h. danach fragen, wie vor allem Geschlechterungleichheiten durch Gegenstände hervorbracht und stabilisiert werden.

Demonstrieren möchte ich dies an den ersten Modellen gynäkologischer Untersuchungsstühle in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Augenscheinlich sind dies Gegenstände, die idealtypisch die Geschlechterdualität zu repräsentieren scheinen, doch – so meine These – sind sie nicht nur Stellvertreter, sondern ihre Existenz zwingt die um sie agierenden Menschen dazu, sich geschlechtliche zu benennen. Der Untersuchungsstuhl hat folglich einen aktiven Anteil an der situativen Verhandlung von Geschlechtlichkeit, weshalb er letztendlich auch als sozialer Akteur angesehen werden muss.

Diese ihre Rolle kann besonders eindrucksvoll an den Konstruktionserzählungen über die ersten derartigen Stühle aufgezeigt werden. Ich möchte daher zunächst einige Modelle in ihrer Unterschiedlichkeit vorstellen. Ein besonderer Fokus soll dann auf die Erwägungen der jeweiligen Konstrukteure gelegt werden, weshalb sie sich für diese oder jene Eigenart entschieden haben. Bei den Konstrukteuren handelte es sich meist um praktizierende Mediziner, die ihre Modelle von Werkstätten als Prototypen anfertigen ließen und anschließend nach einem Praxistest die Vorteile für den Arzt in Fachzeitschriften vorstellten und anpriesen. Diese Texte sollen im Zentrum meines Vortrags stehen, da sie es sind, die letztendlich Momente einer Männlichkeitskonstruktion freigelegen. Eine Männlichkeit, die sich in Differenz zum Geschlecht des Anderen entwarf und mittels des Gegenstandes Untersuchungsstuhl darum bemüht war, diese Differenz oder besser diese ihre Männlichkeit im Moment der gynäkologischen Untersuchung aufrechtzuerhalten. Bildlich gesprochen sollte der Stuhl – wie einer ihrer Konstrukteure feststellte – jenen Assistenten ersetzen, der die Beine der Patientin hielt.

Übersicht der Vortragenden

Asbrand, Barbara, Prof. Dr.	Frankfurt/Main	b.asbrand@em.uni-frankfurt.de
Biasi, Marcella, Dr.	Frankfurt/Oder	marcellabiasi@gmail.com
Bildhauer, Bettina, Dr.	St Andrews (GB)	bmeb@st-andrews.ac.uk
Breidenstein, Georg, Prof. Dr.	Halle-Wittenberg	georg.breidenstein@paedagogik.uni-halle.de
Buchenhorst, Ralph, PD Dr.	Halle-Wittenberg	ralph.buchenhorst@scm.uni-halle.de
Duttweiler, Stefanie, Dr.	Basel (CH)	stefanie.duttweiler@unibas.ch
Eggert, Manfred K. H., Prof. Dr.	Tübingen	manfred.eggert@uni-tuebingen.de
Ellebrecht, Nils, M.A.	Freiburg/Breisgau	nils.ellebrecht@soziologie.uni-freiburg.de
Felcht, Frederike, M.A.	Mannheim	frederike-felcht@gmx.de
Firyn, Stefanie, M.A.	Berlin	stefanie.firyn@mfn-berlin.de
Frers, Lars, Dr.	Hamburg	lars.frers@uni-hamburg.de
Grampp, Sven, Dr.	Erlangen-Nürnberg	sven.grampp@gmx.de
Hahn, Hans Peter, Prof. Dr.	Frankfurt/Main	hans.hahn@em.uni-frankfurt.de
Henkel, Anna, Dr.	Bielefeld	anna.henkel@uni-bielefeld.de
Hilgert, Markus, Prof. Dr.	Heidelberg	hilgertm@gmx.de
Kelle, Helga, Prof. Dr.	Frankfurt/Main	h.kelle@em.uni-frankfurt.de
Liegl, Michael, Dr.	Mainz	liegl@uni-mainz.de
Löffler, Klara, Prof. Dr.	Wien (A)	klara.loeffler@univie.ac.at
Mai, Manfred, Prof. Dr.	Duisburg-Essen	manfred.mai@stk.nrw.de
Martens, Matthias, Dr.	Frankfurt/Main	m.martens@em.uni-frankfurt.de
Nohl, Arnd-Michael, Prof. Dr.	Hamburg	nohl@hsu-hh.de
Ott, Marion, Dr.	Frankfurt/Main	m.ott@em.uni-frankfurt.de
Prokic, Tanja, Dr.	München	tanja.prokic@germanistik.uni-muenchen.de
Potthast, Jörg, Dr.	Berlin	joerg.potthast@tu-berlin.de
Samida, Stefanie, Dr.	Tübingen	stefanie.samida@uni-tuebingen.de
Schnaithmann, Christine, M.A.	Berlin	ch.schnaithmann@culture.hu-berlin.de
Schörner, Günther, Prof. Dr.	Erlangen-Nürnberg	guenther.schoerner@arch.phil.uni-erlangen.de
Schubert, Cornelius, Dr.	Berlin	cornelius.schubert@tu-berlin.de
Schweda, Anna, Dipl.-Päd.	Frankfurt/Main	schweda@em.uni-frankfurt.de
Sørensen, Estrid, Prof. Dr.	Bochum	estrid.sorensen@rub.de
Steiner, Henriette, PhD	Zürich (CH)	steiner@arch.ethz.ch
Steiner, Uwe C., Prof. Dr.	Mannheim	steineru@rumms.uni-mannheim.de
Weikert, Sakine, M.A.	Berlin	sakine.weikert@web.de
Wünsch, Stefan, M.A.	Berlin	stefan_wuensch@yahoo.com